

DIE OSTGIEBELGRUPPE VOM ZEUSTEMPEL IN OLYMPIA

ANGEORDNET UND GEDEUTET

VON

FRANZ STUDNICZKA

DES XXXVII. BANDES

DER ABHANDLUNGEN DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE
DER SÄCHSISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

N° IV

MIT 4 ABBILDUNGEN IM TEXT UND
EINER ZWEISEITIGEN TAFEL

151478 #
MOM

LEIPZIG
BEI B. G. TEUBNER

1923



4. Oinomaos aus dem Ostgiebel
nach Photographie R. Hamann



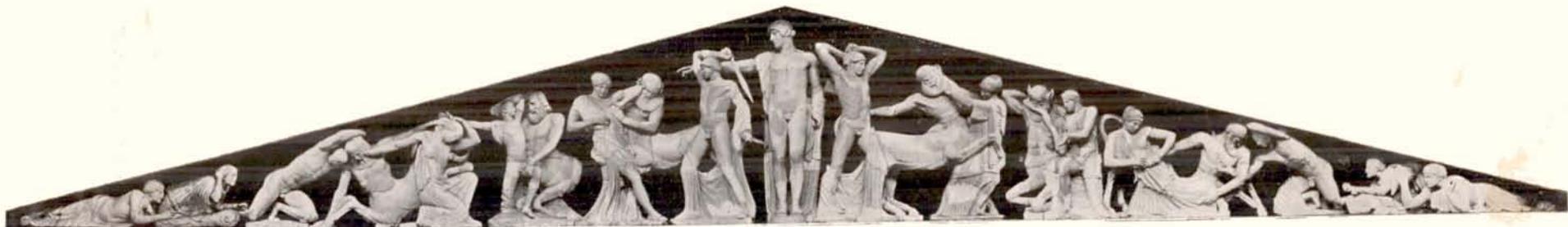
1. Ostgiebel nach Treu

Klischee von A. Kröner



2. Ostgiebel nach dem Verf.

Aus Mittem der Baedekerstiftung



3. Westgiebel nach Treu

Klischee von A. Kröner

DIE OSTGIEBELGRUPPE VOM
ZEUSTEMPEL IN OLYMPIA

ANGEORDNET UND GEDEUTET

VON

FRANZ STUDNICZKA

DIE LETZTEN ERÖRTERUNGEN DER FRAGE.

Über Georg Treu war in dem Nachruf, der im 2. Heft unserer Berichte für 1921, 51*ff. erschienen ist, zu sagen, daß er sich um die Wiederherstellung der Marmorbildwerke vom Zeustempel in der Altis größere Verdienste als irgend jemand sonst erworben hat. In dem endgültigen Ausgrabungswerke: Olympia, die Ergebnisse usw. Band III von 1896 (hier fortan nur mit dieser Bandzahl angeführt) hat er, auf Grund aller Vorarbeiten, eigener und fremder, meines Erachtens dem Westgiebel in der Hauptsache seine richtige Anordnung (hier Abb. 3 der Tafel) gegeben und sie 1907 in diesen Abhandlungen XXV 3 gegen Skovgaard glücklich verteidigt. Des letztern Entgegnung im Bulletin der dänischen Akademie der Wissenschaften 1911 II konnte daran nichts ändern. Nebenher hat sie jedoch auf S. 90 Treu der Mühe überhoben, seinen eigenen, aufgegebenen Versuch, die Mitte zu ordnen, den, wie früher auch ich, zuletzt Wolters in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie 1908, 7 festhalten wollte, nochmals zu widerlegen. Auch Treus Herstellung des Ostgiebels war nahe daran sich durchzusetzen, schon weil sie allein in photographischer Abbildung nach den ergänzten Abgüssen im vollständigen Giebelrahmen, wie sie das Dresdener Albertinum darbietet, veröffentlicht war, am stattlichsten auf dem der 44. Philologenvers. 1897 gewidmeten Festblatt (hier Abb. 1 der Tafel). So gaben sie unsere verbreitetsten Handbücher, wie das von Michaelis bearbeitete Springersche I^o Abb. 410 und Winters Kunstgeschichte in Bildern¹ 41, aber auch noch Löwy, Gr. Plastik 17 Taf. 25 und Bulle, Der schöne Mensch² S. 405, obgleich beide im Texte von Treu etwas abwichen, u. a. m. Der gleich nach dem genannten Ausgrabungswerk erschienene Vorschlag von Wernicke im Archäol. Jahrbuch 1897 XII 196ff., — mit nützlicher Zusammenstellung aller früheren auf einer Beilage, die der Pausanias von Hitzig und Blümner auf Taf. 3—4 zu II 1 S. 322ff. wiederholt — verband einen der augenfälligsten Mängel des Treuschen mit einem neuen und setzte das Gute, das er von Kekulé (im Rheinischen Museum 1884 XXXIX 481ff. Taf. 3) und von Laloux-Monceaux, Restauration d'Olympie S. 87 übernahm, nicht durch. Nur de Petra stimmte ihm zu und vervollständigte seine Beweisführung (Strena Helbig. 44ff.). Noch weiter zurück blieb der zweite Ergänzungversuch von Furtwängler (1903), den dieser bald in seine wertvolle Übersicht der Giebelbildnerei aufnahm, Ägina 326. Dadurch angeregt, begründete Pfuhl im Jahrbuch 1906 XXI 153ff. die Aufstellung von Kekulé, mit kleinen auf Treu und mich zurückgehenden Verbesserungen. Pfuhs Zeichnung brachte Winter, Kunstgesch. in Bildern² 240 unter der Treuschen Photographie, und Wolters ersetzte die letztere ganz durch eine Aufnahme der Modelle Grüttners in jener Anordnung in der 10. und 11. Auflage des Springer-Michaelis (Abb. 450 und 449). Zum gleichen Ergebnis gelangte auch die letzte Erörterung der Frage durch Koepf, Archäologie II 46ff. und II² 85ff. Unabhängig von Pfuhl, schon 1907, gab Lermann, Altgr. Plastik 216 eine abweichende Verbesserung des Kekulé'schen Vorschlags, die leider arge Übereilungen entstellen. Noch näher kam Buschor (unten S. 6) der Ansicht, die ich schon bei der fast allgemein gebilligten Umnennung der Sterope und Hippodameia zurückhaltend angedeutet (Archäol. Zeitung 1884 XLII 284), dann etwa 1895 in mündlicher Darlegung Max Mayer für seinen

„Kronos“ in Roschers Lexikon der Mythologie II 1555 zur Verfügung gestellt hatte. Davon nahm nur Wernicke 174 A. 17 unzureichende Kenntnis; sogar Treu hatte es übersehen. Abweichend von diesen im ganzen doch nach demselben Ziele hinführenden Beiträgen griff Trendelenburg, *Phrasologia*, 70. Berliner Winkelmannprogramm, 1910, 36 ff., auf den Entwurf von G. Hirschfeld zurück, der mit Recht vergessen war. Nur die Einzeldeutung hat Trendelenburg durch nachdrücklichstes Eintreten für einen guten alten Gedanken gefördert.

Zu zusammenfassender Abwehr der wichtigsten Gegner seiner Anordnung rüstete sich Treu lange, überzeugt, „daß sie stehn bleiben werde, weil er länger und unter günstigeren Bedingungen arbeiten konnte als jene,“ wie es in einem seiner handschriftlichen Entwürfe heißt. Sie stammen erst aus den letzten Jahren vor seinem am 5. Oktober 1921 eingetretenen Tode und tragen die deutlichen Spuren des Kampfes mit der langen Krankheit. Zwar hat sein treuer Mitarbeiter auch auf diesem Gebiete, Max Kühnert, Inspektor a. D. der Dresdener Skulpturensammlung, von den z. T. sehr undeutlich auf dem Krankenlager hingeworfenen Aufzeichnungen mit liebevoller Mühe-waltung verständliche Umschriften zustande gebracht. Aber aus diesen ungleichartigen, in verschiedenen Anläufen niedergeschriebenen Skizzen und Bruchstücken wäre nur durch beträchtliche Zutaten von einem überzeugten Vertreter derselben Ansicht eine wirksame Darlegung zu gewinnen, und sie würde gegenüber den einschlägigen Abschnitten von Olympia III sowie dem ergänzenden Aufsatz über die technische Herstellung der Giebelgruppen im Jahrbuch 1895 X 1 ff. wenig Neues bieten. Nur deshalb und wahrlich nicht meiner eigenen abweichenden Meinung zu Liebe, habe ich, im Einvernehmen mit Frau Geheimrat Treu, den schweren Entschluß fassen müssen, mit Rücksicht auf die Not der Zeit von einer Herausgabe der Treuschen Aufzeichnungen abzusehen, obgleich der immer hilfreiche alte Freund und Nachbar den Wunsch danach noch kurz vor seinem Tode gerade mir ans Herz gelegt hatte. Meine entgegengesetzte Stellungnahme in der Streitfrage hatte er vergessen und ihn daran zu erinnern verbot sein Gesundheitszustand. Das Neue oder sonst Beachtenswerte in seinen Aufzeichnungen soll nun je an seinem Orte in der folgenden Darlegung der eigenen Ansicht Platz finden, die sich mir in acht- und dreißigjähriger Arbeit auch in Vorlesungen und Seminarübungen, wobei ich vollständiger als Treu allen in Frage kommenden Gesichtspunkten Rechnung getragen zu haben glaube, immer wieder bewährt hat. Mit dieser Darlegung noch länger zu warten, auf die Gefahr hin, darüber selbst abberufen zu werden, wäre eine falsche Rücksichtnahme auf den Verstorbenen. Auch wo ich von seiner dauernd festgehaltenen Meinung abweichen muß, baue ich auf dem von ihm gelegten Grunde und kehre überdies zu der Ansicht zurück, die sich seinen jungen Augen bei der ersten vergleichenden Betrachtung des damals freilich noch unvollständigen Figurenbestandes aufdrängte (Archäol. Zeitung 1876 XXXIV 178 ff. mit Taf. 13).

Vorgetragen wurde der Hauptinhalt dieser Schrift in der Festsitzung der Akademie am 19. November 1921, noch in der Erwartung, daß in unseren Schriften bald die nachgelassene Arbeit Treus erscheinen werde, der die meinige gleich folgen sollte (Berichte 1921, 7*). Erst in voller Kenntnis der leider nicht druckreifen Aufzeichnungen Treus ging ich, mit bereitwilligst gewährter Unterstützung seines Nachfolgers Paul Herrmann und der Werkstatt des Albertinums, besonders des Oberkonservators Gustav Thamme, an die letzte Prüfung, die der Vorstorbene immer, zuletzt Skovgaard gegenüber (oben S. 3), mit Recht forderte: an das Durchproben der vorzuschlagenden Aufstellung mit den großen ergänzten Abgüssen in ihrem Giebelrahmen. Diesen ergab die sorgfältige Ausnutzung der geringen Geisonbruchstücke, wie sie Treu III 116 mit Hilfe Dörpfelds vorträgt, nicht sehr erheblich abweichend von dessen eigener Berechnung Olympia II 8, von der überdies Dörpfeld selbst, nach einer Bemerkung der handschriftlichen Entwürfe Treus, in



Abb. 1. Vasenbild aus Ruvo, nach Annali 1851 QR, wiederholt aus Roscher, Lexikon III 777.

brieflichen Äußerungen ausdrücklich zurückgetreten war. Einen geringen Bruchteil von der etwas größeren Höhe des Dresdener Giebelrahmens nahm am Bau selbst die durchlaufende Standplatte ein, deren Vorhandensein aus dem Fehlen aller Aufstellungsspuren auf der Oberfläche des Bruchstückes vom wagerechten Geison sicher erschlossen ist. In sie werden die störend ungleichen Statuenplinthen versenkt gewesen sein. Diesen ursprünglichen Zustand im Gips wiederherzustellen, müssen wir uns ebenso versagen wie die Ausführung aller neuen Ergänzungsvorschläge, auf die meine Darlegung führen wird. Ihr Ergebnis veranschaulicht die Gesamtansicht unserer Tafel Abb. 2. Sie wurde, ähnlich wie die entsprechenden Abbildungen Treus und, wie sie, mit der wertvollen Hilfe M. Kühnerts (S. 3) aus fünf Teilaufnahmen zusammengestückt, weil der Dresdener Olympiasaal kaum 10 m Abstand von dem 26,4 m breiten Giebelfelde zuläßt (vgl. S. 27). Beigefügt sind, dank der Krönnerschen Verlagsbuchhandlung, beide Giebelgruppen in der Herstellung Treus aus der Kunstgeschichte in Bildern² 240. Der Begründung vorangehen muß die Erörterung einer wichtigen Vorfrage.

ZWEIFEL AN DER DEUTUNG DES PAUSANIAS.

Pausanias 5, 10, 6ff. beschreibt den Ostgiebel nach der mit Fug herrschenden Annahme Figur für Figur, alle einundzwanzig Lebewesen, von denen sich Reste wiedergefunden haben, dieselbe Zahl wie im Westgiebel, die bei aller Verschiedenheit in Bewegung und Gefüge die beiden Dreiecke sehr gleichartig füllt, ich meine was das Verhältnis der plastischen Massen zu den Lücken anlangt. Trotzdem behauptete Robert, Pausanias als Schriftsteller 64, daß uns nicht weniger als vier Ostgiebelfiguren fehlen. Doch ist von ihnen seltsamer Weise „nicht ein Splitter gefunden“ (Treu, handschr.). Die von Robert unterlassene bildliche Veranschaulichung dieses Gedankens würde ihn vollends widerlegen. Damit zum Teil im Widerspruche glaubte Robert die vom Periegeten überlieferte Deutung erschüttern zu können, und zwar nicht nur im einzelnen, wo unbestreitbare Versehen vorliegen. Oder „ist die Flüchtigkeit und Unzuverlässigkeit seiner Giebelbeschreibungen wirklich noch nicht genügend dadurch erwiesen, daß er im Westgiebel Apollon für Peirithoos, im Ostgiebel Greis und Mädchen für Pferdeknechte hielt?“; so fragt ein handschriftlicher Entwurf Treus mit Recht. Abgelehnt aber hat er in aller Kürze, wie schon III 126 A. 4, den Zweifel Roberts am Wesentlichen der Deutung auf die

Vorbereitungen zur Wettfahrt des Pelops und Oinomaos, den zu meiner Freude soeben auch von Wilamowitz, Pindaros 414 A. 1 für „gänzlich unberechtigt“ erklärte. Inzwischen überzeugte jedoch Roberts nähere Begründung dieses Zweifels in seiner bezaubernd geschriebenen Archäologischen Hermeneutik (291 ff.) Buschor soweit, daß er in einem Hauptbuch unserer Wissenschaft, Furtwänglers, Reichholds, Hausers Gr. Vasenmalerei III 148 ff., sogar eine neue Erklärung darauf zu gründen wagte. Nach ihm stellt der Ostgiebel nicht „die elische Lokalsage“ (was die von Pelops und seiner Wettfahrt von Haus aus nicht gewesen ist, s. S. 9) dar, sondern zur Feier der Persersiege, vielmehr die wider alle Überlieferung gleichzeitig stattfindende Rückkehr des Agamemnon und des (bartlosen!) Menelaos „in den Peloponnes“. Dabei wendet sich Zeus dem erstern, wahrlich nicht minder einem „Todeskandidaten“ als Oinomaos, zu, Klytaimestra (unsere Hippodameia) verrät, statt wie bei dem angerufenen Aischylos den Gatten zu begrüßen, vielmehr „trotzig sinnend“ ihre Untreue, und ein „vornehmer Mann“, offenbar Aigisthos, sieht sich, auf dem Boden sitzend, sogar „unwillig nach dem Ankömmling“ um, usw. Damit diese Nutzenwendung des Robertischen Zweifels, die an sich niemanden verführen dürfte, womöglich auch keine verlockendere Nachfolge finde, sollen gleich hier ihre wesentlichen Gründe geprüft werden.

Der Speer (und Helm) soll zwar dem Oinomaos gebühren, der mit ihm, wie bei den früheren Wettfahrten, den erteilten Freier töten will, keineswegs aber dem Pelops. Nicht diesen also könne der junge behelmte Krieger bedeuten, der nach Ausweis des rechten Armansatzes und des (mit Unrecht von Wernicke 173 A. 13 formlos gescholtenen) Handbruchstückes III Textbild 59 dieselbe Waffe aufstützte, überdies am linken Arm den Schild und am Leib den nachträglich angefügten Metallpanzer trug; denn ihn würden die Waffen beim Leiten des Gespannes schwer behindern. Aber noch die apulischen Vasenbilder des 4. Jahrh., welche die Vorbereitung zum Wagenrennen darstellen, nach älteren Abbildungen in Roschers Lexikon III 775—778 gegeben und hier, dank dem Verlage, wiederholt (S. 5, 13), ferner der neuerlich von Cultrera bekannt gemachte Eimer gleicher Herkunft in Villa Giulia, wo Pelops dem sitzenden Oinomaos ins Haus kommt (Ausonia 1912 VII 116 ff. Taf. 2, 3), lassen ihm wenigstens die Lanze, oder nach homerischer Sitte ihrer zwei, obgleich sie ihn schon in phrygischer Tracht zeichnen und auf letzterwähntem Gefäß ihm sein Sklave Phryx gar einen zusammengeklappten Sonnenschirm nachträgt. Ja, auf der Archemorosvase, die beide hintereinander herjagende Gespanne darstellt, macht der Speer des Pelops die Fahrt mit, freilich dem Rosse lenkenden von der Braut abgenommen (Roscher III 782) Von den nicht lange vor dem Giebel entstandenen Bildervasen freilich gibt das spätschwarzfigurige, flüchtige Lekythosbild in Athen (hierneben dank der Jahrbuchredaktion wiederholt), nach Buschors freundlicher Auskunft dem wagenbesteigenden Pelops einen Stab, der nach oben dünn ausgezogen, hinter Mantel und Wagen nur vorgezeichnet ist, also von dem Herausgeber Sauer kaum richtig für einen Speer statt für den Stachel gehalten wurde (vgl. Collignon und Couve, Catalogue des vases Nr. 968). Gesichert ist das Kentron auf der gleichartigen Lekythos bei P. Jacobsthal, Göttinger Vasen, Taf. 6, 21 in der Hand des davonfahrenden Helden, wie später auch auf der schönen rotfigurigen Amphora in Arezzo bei Furtwängler und Reichhold, Gr. Vasenmalerei, (fortan FR) Taf. 67. Auf letzterer trägt er indes wenigstens das Schwert umgehungen.

Kein Wunder, wenn in dem herb männlichen Bildwerk am Zeustempel der vornehmste Heros dieses ersten Heiligtums im Lande der streitbarsten Hellenenstämme, der Ahn des Heerkönigs Agamemnon und des Rufers im Streit Menelaos, den Bakchylides 5, 181 Πέλοιοσ βασιλιν nennt, nach Pindar Ol. 1, 24 der Führer einer Niederlassung tapferer Männer, als vollgerüsteter Krieger ins Land kommend

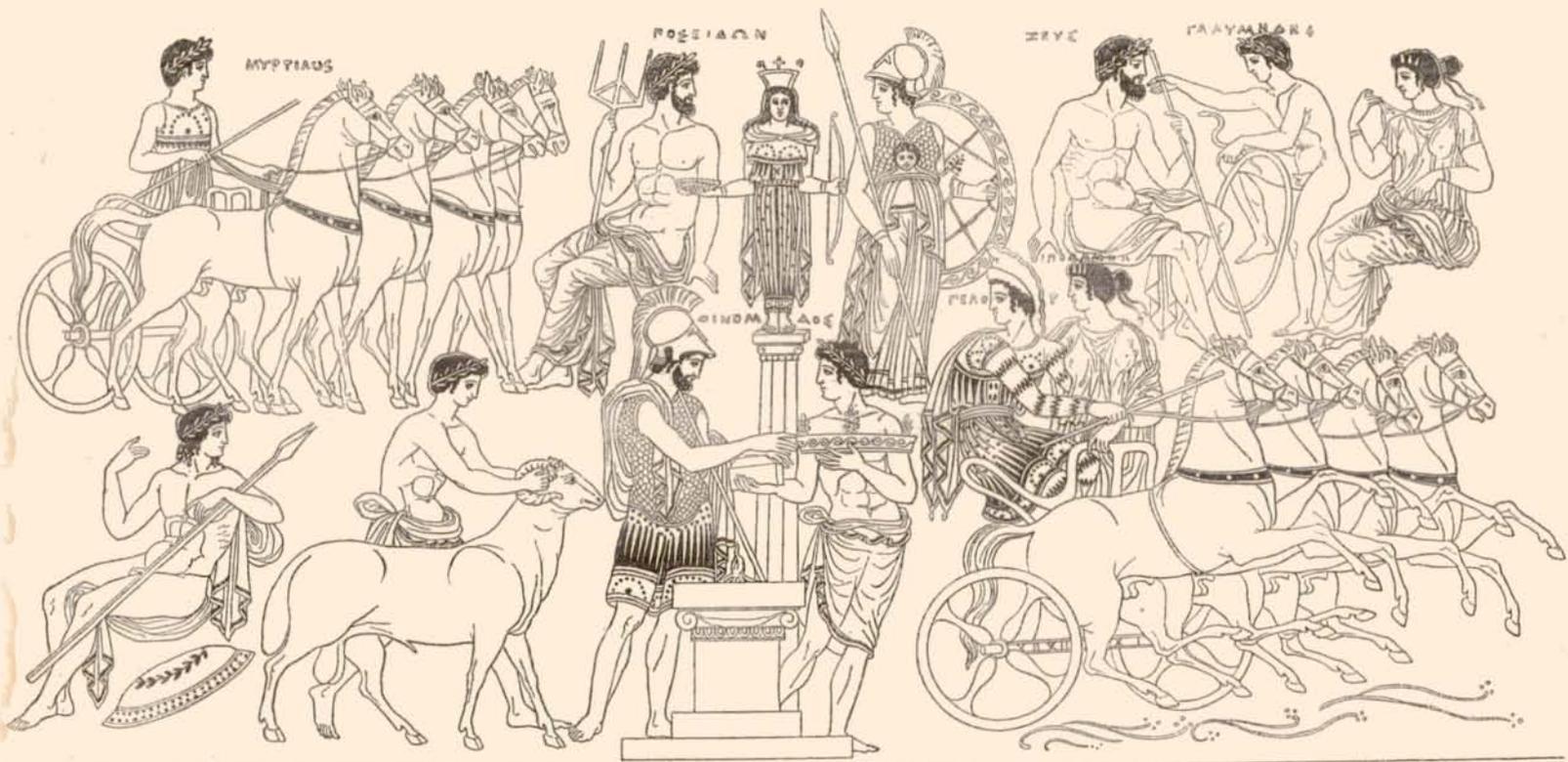


Abb. 2. Bild einer schwarzfig. Lekythos in Athen, wiederholt aus Jahrbuch 1891 VI 34.

erschien. Dazu war erst recht Grund, wenn bei Pindar ebenda 141 die seinem kurzen Bericht über Poseidons wunderbare Hilfe mit den Flügelrossen nachfolgenden Sätze, wonach Pelops *ἔλεν Οἰνομάου βίαν πορθέον τε σύνευνον*, nicht den Sieg im Wettfahren, sondern die Tötung des Brautvaters und Vorgängers in der Herrschaft vor der Vermählung mit der Erbtöchter bedeuten, wie sie ja später in etwas anderem Zusammenhange sicher erwähnt und dargestellt wird (Robert, Gr. Heldensage I 212; 216). Des Dichters Worte ebenso aufzufassen scheint von Wilamowitz, Pindaros 213. Wie dem auch sein mag, auf der Wettfahrt selbst sind die Schutz Waffen auch für Oinomaos Helm, Schild und Panzer nur unnütze Lasten, und doch hat er sie, sämtlich oder doch wenigstens einen Teil, in den meisten angeführten Vasenbildern entweder schon angelegt oder hinter sich bereit stehen (dies auf der Lekythos in Athen Abb. 2). Was für den seiner Niederlage entgegengehenden Oinomaos recht ist, darf für den mit Götterhilfe siegenden Pelops jedenfalls als billig gelten. (Ähnlich Treu III 127 r.) Auch kommt gut Vergleichbares vor. Beim raschen Brautraub der Amazonenkönigin z. B. sehen wir den reisigen Theseus fast ebenso gewaffnet: wenigstens gepanzert und die Beine geschient hält er in der Linken zwei Speere, obgleich dieser Arm Antiope umfaßt, mit der Rechten den Stachel, und ergreift dennoch mit beiden Händen die Zügel des leichten Rennwagens, den er besteigt (Kachrylienschale des Britischen Museums Catal. III E 41, ungenügend Vorlegebl. D 7, danach Furtwängler, Ägina 322, der auch ältere Vasenbilder des Gegenstandes anführt und eines abbildet).

Die Mehrzahl der verglichenen Gefäßbilder widerlegt zugleich die Forderung Roberts (oben S. 6), daß wenigstens auf Seiten des Oinomaos ein Mann in der Berufstracht des Wagenlenkers, dem langen Chiton, wie wir ihn schon auf spätern geometrischen Vasen und in einem dem Zeustempel etwa gleichzeitigen Musterbeispiel an der delphischen Erzstatue kennen, zu finden sein müßte. So gekleidet wartet allerdings Myrtilos auf dem Viergespanne seines opfernden Königs auf der ältesten unteritalischen Vase, dem Glockenkrater von S. Agata in Neapel (Abb. 3, besser FR 146). Aber auf der Amphora des Britischen Museum (Abb. 4, S. 13) und einer in Neapel (Roscher III 783) trägt Myrtilos nur die Chlamys, wozu die Archemorosvase (Roscher 782) noch einen kurzen Schurz fügt. So oder ähnlich kleiden dieselben Vasenbilder den seine Rosse selbst lenkenden Pelops, wogegen sogar ihm die flüchtige schwarze Pinselei der S. 6 angeführten Lekythos in Göttingen den langen Chiton gibt, weil sie das ganze Gespann, die Pferdeflügel ausgenommen, dem alten Bildtypus des agonistischen Wagenrennens entlehnt. Die verwandte Ölf Flasche in Athen umhüllt ihn dazu, nach anderen Vorlagen, mit einem Mantel.

Selbst besser überlegte archaische Bildwerke kennen so leicht gekleidete Wagenlenker ritterlicher Helden. Während in der korinthischen Vasenmalerei auch bei solchen meines Erinnerns der lange Chiton herrscht, fehlt er auf den zwei von Wace bekannt gemachten Bruchstücken von Reliefpithoi aus Lakonien (Catal. Sparta Museum 235 Nr. 520; Annual. 1905/6 XII 292 Taf. 9), ja nach Savignoni auch auf



Franz Studniczka:

Abb. 3. Vom Krater aus S. Agata, Neapel, nach Archäol. Zeitung 1853 Taf. 55, wied erholt aus Roscher III 779.

der ionisierenden Tonsima vom Tempel des diktäischen Zeus (Röm. Mitteil. 1906 XXI 66 Taf. 2) und sogar in der Heimat der *Ἰόνες ἐλκεύτῳρες*, z. B. auf klazomenischen Sarkophagen wie Murray, Terracotta Sarcophagi Taf. 1 ff. In der schwarzfigurigen Malerei Athens bei heroischen wie bei wirklichen Wagenlenkern üblich — als Beispiel für ersteres seien die Leichenspiele für Patroklos auf der Klitiasvase genannt —, kann er solchen doch auch fehlen. So trägt Iolaos im Hydragebel den kurzen Chiton, denselben unterm Panzer (und Helm) noch beim Zweikampf des Oheims mit Kyknos auf der Pamphaioschale Vorlegeblätter D 5. Auf der Eurystheusschale der spätern Euphronioswerkstatt trägt gar Diomedes, mit dem gerüsteten Odysseus zu einem Abenteuer ausfahrend, nur einen leichten Schal über den Schultern (FR 23). Wenig über die Zeit unseres Giebels herab führt der schöne Krater mit eingerollten Henkeln im Louvre, auf dem ein junger, leichtgerüsteter Held eben einen im Palaste sitzenden Fürsten begrüßt, angelangt oder ausfahrend mit einem Viergespann, das ein Altersgenosse in kurzem Chiton, Chlamys und Petasos zügelt (Millingen, Anc. uned. monum. Taf. 22, eingereiht von Beazley, Redfig. vases in America 147, 7). Kurz: auch das Fehlen der klassisch gewordenen Berufstracht der Wagenlenker bei der Darstellung des heroischen Vorbilds der Wettfahrten im Hippodrom zu Olympia ist nicht geeignet, die von Pausanias überlieferte Deutung des Ostgiebels zu widerlegen. Was soll er denn sonst darstellen, wenn nicht die Sage von dem Eponymen des Peloponnes, die in der Altis heimisch und wohl auch ortsgemäß umgeformt worden, seitdem dieses Heiligtum zum vornehmsten Festorte der Halbinsel und zugleich zum Sitze der glänzendsten Rennspiele von Hellas aufgerückt war. Diese hatten gerade damals eine Anzahl prächtiger Siegesweihgeschenke nach Olympia und ihren Ruhm verkündende Dichtungen zu allen Hellenen gebracht. Ich freue mich, auch hier wieder noch auf Wilamowitz, Pindaros 213 verweisen zu können. Was ihm wie den meisten von uns selbstverständlich erscheint, das wird, so vertraue ich, das Folgende nur bestätigen.

ÜBERGANG ZUR EINORDNUNG DER FIGUREN.

Die Antwort auf die alte Frage: wie die gefundenen Figuren in den Giebelrahmen einzuordnen seien, darf sich nicht so überwiegend, wie es Treu wollte, auf ihre technischen Merkmale gründen. Sie muß, nach den besonders von Pfuhl (153; 155 ff.) ausdrücklich dargelegten Grundsätzen, auch mit allen anderen verfügbaren Mitteln angestrebt werden. Wertvoller als die oberflächliche Beschreibung des Pausanias, an deren sichere Fehler schon zu erinnern war (S. 5), wird sich die mehr als bisher auf die „bildliche Tradition“ zu gründende Einzeldeutung und die Prüfung der Möglichkeiten an dem Entwicklungsgang der Giebelbilderei erweisen.

Von vornherein unanfechtbar ist nur die Stellung des Zeus in der Mitte und die der liegenden Eckfiguren. Des weiteren hat Treu die Einordnung der fertig angespannten Viererzüge sichergestellt (III 55 ff.), gegen den von Sauer verbesserten Einfall von Six, den doch noch Robert, Hermeneutik 295 nicht ganz aufgab: das abgesondert gearbeitete vorderste Roß sei erst zum Anspannen herangeführt worden, wohlgemerkt: von lauter knienden und am Boden sitzenden Leuten! Unerklärt bleibt freilich, wie Koepf² 89 richtig bemerkt, weshalb das vorderste von den drei Reliefpferden so vollkommen ausgeführt ist, obgleich das vierte in Rundarbeit davor zu stehen kam. Ganz begreiflich wäre dies nur, wenn das letztere Tier erst nachträglich hinzugefügt wurde, nachdem sich die Vervollständigung der drei zum Viergespann an der Rückseite — etwa durch Malerei, wie sie die abgeschnittenen Kentaurenhinterteile im Westgiebel ergänzt haben wird — als unbefriedigend erwiesen hatte. Aus Pausanias, den Maßen und Kompositionsregeln ergibt sich endlich, daß unmittelbar neben Zeus die zwei Helden und dann erst die zugehörigen

hydria aus der ionischen Töpferwerkstatt in Caere ebenda 51 gilt. Zurückhaltender scheinen darin die reif schwarzfigurigen Vasenbilder Athens, wie auch noch die ältern rotfigurigen, diese so sehr, daß z. B. Euphronios der ihren schönen Leagros anrufenden Hetäre (FR 63) und sein Nebenbuhler Euthymides dem Priamos, der den zum Kampfe sich rüstenden Hektor ermahnt, fest geschlossene Lippen geben (ebenda 14). Aber um dieselbe Zeit öffnen sie sich zu mannigfaltigen Äußerungen. Da wird zunächst gesungen, wie in U. Köhlers „Illustration zu Theognis“, dem Innenbild einer Schale, von einem gelagerten Lyraspieler der Versanfang *ὦ παιδῶν κάλλιστε* (Athen. Mitteil. 1884 IX Taf. 1). Wie in den Giebeln des Aphaiatempels stöhnen auch auf den Vasen verwundete Krieger, höchst ausdrucksvoll z. B. der Patroklos in der Sosiasschale (FR 123), und Kämpfende zeigen sich eher homerisch redselig als nur stark atemholend, so Menelaos und Alexandros auf der Durisschale im Louvre (Fröhner, *Musées de France* Taf. 11). Selbst in der gemäßigten Handlung des durch zwei Alte getrennten Zweikampfs von Hektor und Aias in Würzburg gibt der ausdrucks-mächtige Kleophradesmaler vier fein abgestimmte Fassungen sprechend geöffneter Lippen (FR 104). In der spätern Werkstatt des Euphronios läßt der Panaitiosmaler den auf einem Lager harrenden Lebemann zu der allzulangsam ihr verknotetes Strophion aufdröselnden Leyerspielerin hinauf zanken (FR 23) und den feinen Edelknaben Theseus sein Anliegen der göttlichen Stiefmutter vortragen (Pottier, *Album II* 102). Im Gegensatze zu der ältern Lösung Hektors auf der Memnonschale in München FR 83, wo selbst die nach ihren Gebärden redend zu denkenden noch geschlossenen Mund zeigen, gibt ebenda 84 der dem Brygos nahestehende Skyphos im Österreichischen Museum wieder eine Stufenleiter offener Lippen: bei Priamos, der eintretend seine Ansprache an Achill beginnt, bei diesem selbst, der umblickend dem Knaben Mundschenk Wein zu holen gebietet, bei letzterem, der sich mit einem Ausruf des Staunens nach dem überraschenden Feindbesuch umsieht, und bei dessen zweitem Diener, der ähnlich seine Bewunderung des größten Achäerhelden ausdrückt. Auch auf der Rückseite desselben Gefäßes reden in zweien der drei dargestellten Paare die Männer lebhaft aufeinander ein. Auf der polygotischsten von allen Vasen, dem Niobidenkrater des Louvre FR 108, spricht von den um Herakles und Athena versammelten Helden der sitzende zu dem gelagerten hinab, zu dem ganz links stehenden der Bärtige, etwas unter ihm, hinauf. Ganz fein und doch höchst ausdrucksvoll öffnen sich die Lippen des Polyneikes, der Eriphyle das verhängnisvolle Halsband anpreist, auf der beutelförmigen Amphora in Lecce FR 66 B.

Unter den zeitlich unsern Giebelgruppen nahestehenden Marmorwerken geben die aus der Heimat Polygnots in den Louvre gelangten Altarreliefe den Hermes mit deutlich geöffnetem Munde, wie er, die Rechte vorstreckend, seine jenseits der einstigen Türöffnung herantrippelnden Chariten begrüßt¹⁾. Endlich am Zeustempel

1) Brunn und Arndt, *Denkm.* 61. Die ursprüngliche Anordnung der Platten begründet Jahreshfte 1903 VI 159 ff. Ob die daraus und aus den eingehauenen Opfervorschriften erschlossene Wiederherstellung des Denkmals als eines „Altars mit Grubenkammer“ wirklich durch die unlängst wiedergefundene Fundstelle im „Theorion“ zu Thasos widerlegt wird, das kann nur eine genaue Aufnahme davon lehren und nicht bildlose Auseinandersetzungen wie die des Entdeckers Picard in *Monum. Piot XX* 1903, 42 ff. 53 ff. (Vgl. auch *Archäol. Anzeiger* 1914, 114 Karo). Unter Picards dargelegten Gegengründen finde ich keinen entscheidenden, nur so schwache, wie S. 53 A. 2, wo er vergißt, daß die Orthostaten eines Altars natürlich nur „nahe der Erde“, auf einer Stufe, und nicht „au ras du sol“ stehen. S. 60 sollen die Opferinschriften der Reliefplatten nicht einmal die Nähe eines Altars fordern! Bis auf weiteres glaube ich, daß die Reliefe wirklich von einem Altar herrühren und im Torgang des Theorions erst nachträglich eingemauert worden sind, wie so viele vorpersische Werkstücke in Athen. — Ich benutze die Gelegenheit, ausdrücklich anzuerkennen, daß von meinen „grundlegenden Zeugnissen“

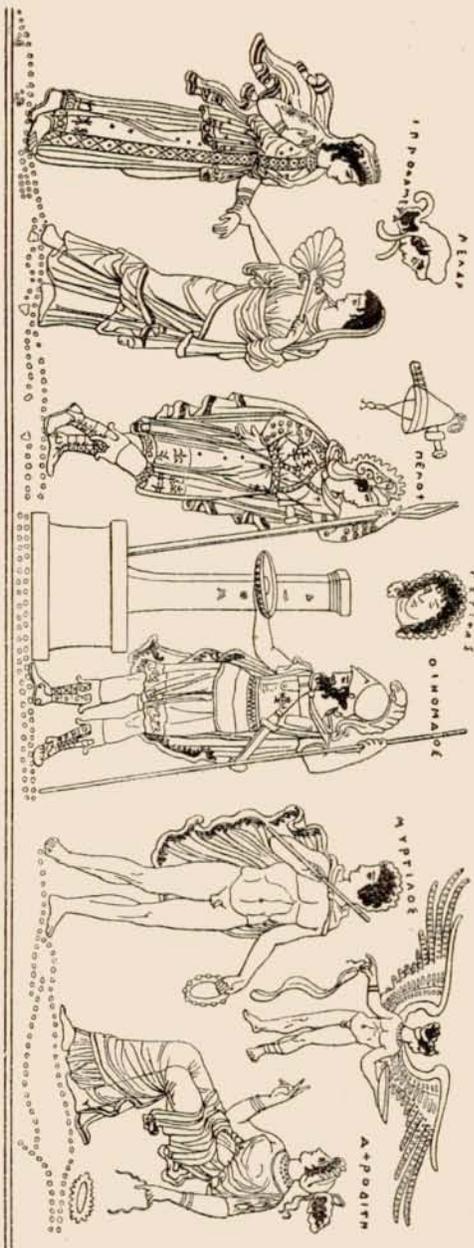
selbst wieder eine ganze Stufenleiter: Im Westgiebel schreit der Kentaur, den seine Gegnerin an Haar und Bart rauft, der gebissene Lapith stöhnt auf, die Lapithenweiber in den Ecken, alt und jung, zwar späte Ersatzstücke, aber in solchen Dingen sicher den Urbildern treu, jammern. In den Metopen schließt Herakles bei seinen Taten zumeist, wie sich's gehört, den Mund, aber den Hirsch niederzwingend wie bei der niedrigen Arbeit im Augiasstall macht er wahrscheinlich seinem Unmut, nicht der Atemnot Luft, und die Stymphaliden zeigt er der göttlichen Freundin mit einem bescheidenen Worte. Erst bei Gestalten wie dem speertragenden Achill Polyklets bedeuten die leicht geöffneten Lippen nichts als freies Atemholen.

In diesem Zusammenhange kann der entschieden offene Mund des Oinomaos nur bedeuten, daß er spricht, und zwar ein ernstes, gebietendes Wort, wie die Stirnfalte und die stolze Gebärde deutlich verrät. Der, dem es galt, stand notwendig zur Linken des Königs, dessen Wendung nach dieser Seite Treu aus der Richtung der Barrenlöcher im Rücken sicher erschlossen hat (III 50 l.). Aber bei der herrschenden Anordnung kehrt sich die hier neben ihm stehende Gattin in gleicher Richtung etwas ab und die weiter rechts das Gespann am Boden kniend oder sitzend umgebenden Ortsbewohner machen auch keine Miene, des Oinomaos Rede zu beachten. Einen dem

sagenhaften Vorgang entsprechenden Sinn bekommt sie erst, wenn Oinomaos zur Rechten des Zeus dem, nach entsprechendem Anzeichen der Rückseite, ihm entgegen gewandten Pelops gegenübersteht, um gebieterisch die Bedingungen der Wettfahrt vorzuschreiben. Ihre Schwere ist es dann, was den Jüngling sein Haupt mit gepreßten Lippen senken macht, auch dies eine der Zeit geläufige Ausdrucksgebärde. Auf dem Münchener Krater steht der werbende Alkaios gesenkten Hauptes vor der strengen Sappho, er freilich selbst das aussprechend, was der Maler andeutungsweise beischrieb (FR 64). Stumm wie Pelops aber neigt sich, nur vor

für Altäre mit Grubenkammern die Münzen der Kaiserzeit a. a. O. 126, die ich unvollständig kannte, nach der Darlegung von Hülsen, Römische Mitteil. 1905 XX 41 A. 1, auszuscheiden haben. Aber es waren keineswegs die einzigen Belege; das Hyakinthosgrab allein würde genügen.

Abb. 4. Von der Amphora des britischen Museums F 331, nach Archäol. Zeitung 1853 Taf. 54, 1, wiederholt aus Roscher III 775.



dem Verweis eines Vorgesetzten, einer von den jungen Reitern des „Pferdemeisters“ auf der Hamburger Schale, der einen besonders kläglich aussehenden Klepper heranzuführt (FR 56, 6). Die ähnliche Gebärde des Pelops wird unpassend, wenn er sich damit schon dem Gespann zuwendet, mit dem er siegen wird.

Nicht mehr in demselben „polygotischen“ Ethos, jedoch in ähnlicher Gegenüberstellung finden sich die zwei Vertragsschließenden noch auf zweien von den vier apulischen Vasen, die schon oben S. 6 herangezogen wurden, das eine Mal (Abb. 4) zu beiden Seiten zwar nicht des Zeus selbst, aber des mit seinem Namen bezeichneten Fetischpfeilers. An seinem olympischen Tempel ist es der lebendige Gott in Person. Das braucht Pausanias nicht verkannt zu haben, weil er *Διὸς ἄγαλμα* sagt; denn 3, 19, 3 am Anfang der Beschreibung des Hyakinthosgrabes gebraucht er dasselbe Wort von den Reliefgestalten, wohl zu beiden Seiten der Tür, Biris und Amphitrite mit Poseidon, ohne daß an nachgebildete Götterstatuen zu denken möglich wäre. (So schon Schubart in *Philologus* 1866 XXIV 564). Der Tempelgott selbst also wohnt der Abrede, der *Φράτρα*, wie es elisch heißt, als Kampfordner bei. Das Antlitz wandte er natürlich dem Sprechenden zu. So kehrt sich auf dem Spiegel von Orbetello Jupiter zu der ihren alleinigen Anspruch auf dem kleinen Adonis in der Kiste lebhaft begründenden Proserpina, obgleich er, wie man weiß, der weinend hinter ihm sitzenden Venus einen guten Anteil daran zusprechen wird (Gerhard, *Etruskische Spiegel* IV 325, *Jahrbuch* 1911 XXVI 142). Wenigstens ähnlich ist es — um ein nach der Entstehungszeit und immerhin auch nach dem Kunstwert näher stehendes Bildwerk zu vergleichen — wie sich im Waffenstreite des Duris der zwischen den Parteien stehende Agamemnon lebhaft dem Friedensbrecher Aias zukehrt (FR 53). Daß dagegen die Wendung unseres Zeus nichts als glückverheißende Gnade bedeuten könne, was immer wieder zugunsten der herkömmlichen Anordnung versichert wird (Treu III 169r. und handschr.), ließe sich nur dann behaupten, wenn uns das Antlitz des Gottes mit entsprechendem Ausdruck erhalten wäre. Hat es aber Treu an dem Abguß in Dresden mit Recht ähnlich der stolz drohenden Miene des Westgiebelapollon ergänzen lassen, dann schloß es ein Mißverstehen der Kopfwendung bestimmt aus, verkündete vielmehr das schließlich bevorstehende Strafgericht über den allzuharten Brautvater und sein Haus, von dem Pausanias 5, 14, 8 berichtet.

Die Rechte des Zeus ist ganz untätig, sie faßt einstweilen den übergeschlagenen Gewandsaum; die Linke jedoch hielt den Donnerkeil bereit. Zwar gibt man ihm fast allgemein das Szepter, wie es auch in Dresden geschehen war. Aber diesem weist das lange Bohrloch unweigerlich eine Richtung an, daß es auf die Zehen des mit hinreichender Sicherheit ergänzten linken Fußes zu stehen kommt (Ol. III 44 A. 2). Treu wich dem mittels der Annahme aus, der Gott habe seinen Stab mit diesem fast schlaff herabhängenden Arm in der Schwebe gehalten. Dasselbe glaubte er wenigstens an der im ganzen ähnlichen Zeusgestalt auf einer Münze der spätern Kaiserzeit aus Laodikea in Phrygien in der Zeichnung bei Overbeck, *Kunstmythologie* II Münztaf. 2, 29 wiederzuerkennen, und diese stimmt, nach freundlicher Auskunft von Regling, allerdings mit der in Berlin vorhandenen Schwefelpaste des abgebildeten Pariser Stückes. Allein die zahlreichen wirklichen Münzen desselben Typus in der Berliner Sammlung lassen zumeist vielmehr das Aufstehen des Szepters auf dem Boden klar erkennen. So kann jene Ausnahme nicht einmal innerhalb der Münzreihe als maßgebend gelten, geschweige denn für die Giebelstatue. Keiner Schwierigkeit unterliegt es, wenn wir — hierin allein mit Buschors oben S. 6 erwähnten Besprechung zusammentreffend — in die Linke des Zeus die Blitzwaffe legen. Von ihr gibt es nämlich schlanke Formen, deren Handgriff sich der stabgemäßen Bohrung, deren beide Spitzen sich dem engen Hohlraum zwischen der Hand und dem linken Bein wohl einfügen lassen. Proben von an-

nähernd gleichzeitigen oder etwas jüngeren Kunstwerken liefert P. Jacobsthal, *Der Blitz* Taf. 2, 51, 57, 59. Die letztere, aus der Erschaffung Pandoras auf dem rotfigurigen Krater in London (Roscher III 1527), wo sich der Donnerkeil wie aus zwei großen Lanzenspitzen mit Mittelrippe zusammensetzt, diente dem im Tafelbild 2 abgebildeten Ergänzungsversuch als Vorlage. Indes wäre auch eine viel rundere Form zulässig. Mit dem Blitz in der gesenkten Linken gibt dem Jupiter Stator Jacobsthals Münztafel unter 16 und 21, freilich zugleich mit dem Szepter in der andern Hand, ebenso der streng stilisierte Zeus der albertümelnden Basis bei Jones, Museo Capitolino Taf. 66, 3 A 4, wo die Haltung der den Blitz umfassenden Linken wohl am ähnlichsten wiederkehrt. Einen dem unsern nach Stil und Zeit viel näherstehenden Zeus, der den Donnerkeil allein in der linken Faust hält, die rechte Hand auf die Hüfte stützend, bietet die Erichthoniosgeburt auf der Hydria des Britischen Museums Catal. III E 182, die aus Gerhard AVB III 151 bekannt ist. Auch Overbecks Münztafel 2, 23 sei noch verglichen. Für den Blitz in der gesenkten Rechten sind die Beispiele noch häufiger.

Trug unser Zeus in der Linken seine Waffe, dann entfällt auch das Bedenken (III 119r.), dem die sonst gleiche Aufstellung der Mittelgruppe von Laloux-Monceaux, Wernicke und Lermann ausgesetzt war: das enge Nebeneinander seines Szepters und der Pelopslanze. Von diesem kleinen Mangel befreit, wirkt das eben aus dem sachlichen Zusammenhang erschlossene Gefüge der drei Männergestalten künstlerisch ebenso vorteilhaft, weshalb es, nach den eben Genannten, auch Buschor 157 bevorzugt hat. Mit dem schon durch seine herabhängenden Arme in sich abgeschlossenen Gotte, dessen steile Hoheit die Umrahmung der zwei Speere betont, aber nicht erreicht — nach dem erhaltenen Bruchstück griff ja des Pelops Rechte schon an den unteren Teil der Lanzenspitze — stellen die zwei erhobenen vorgreifenden Arme oben und in geringerem Maß auch die vorgesetzten Spielbeine unten eine leichte Verklammerung her. In der andern Anordnung dagegen stoßen sich die vorgewölbten Umrisse der beiden Helden mit Ellbogen und Schild von denen des Götterkönigs förmlich ab, ein Verstoß auch gegen die Ehrfurcht, die doch selbst dem Unsichtbar-sichtbaren gebühren würde.

Was besagt alle dem gegenüber der von Treu noch handschriftlich angeführte Vergleich des Westgiebels, wo Perithoos und Theseus dem Apollon in der Mitte allerdings den Rücken drehen, aber aus dem zwingenden Grunde, daß sie nicht ihm den Schädel spalten wollen, sondern den frauenraubenden Kentauren. Auch gehört nach altem Herkommen der griechischen Kunst, dessen Fortdauer bis in die Zeit der Väter unserer Giebelkünstler z. B. die erwähnte Durisschale (S. 14) und die Giebel des Aphaiatempels bezeugen (unten S. 18), der im Kampfe helfende Gott hinter die von ihm geschützten Helden. Künstlerisch aber umrahmen die Vorkämpfer im olympischen Westgiebel mit ihren zurückgeschwungenen Armen und Waffen und ihren zurücktretenden Füßen den Apollon grundsätzlich nicht anders wie in der eben gewonnenen Mittelgruppe des Ostgiebels Pelops und Oinomaos den Zeus.

Gerade auch nach dieser Übereinstimmung dünkt mich Treus zweite Gestaltung der Westgiebelmitte (Tafelbild 3) überzeugend, obgleich Wolters noch unlängst, zuletzt in der Neubearbeitung des Springerschen Handbuchs I¹¹ Abb. 448, die erste bevorzugt hat. Sie scheidet jedoch, wie ihm Skovgaard entgegenhielt (oben S. 3) und Treu noch genauer darzulegen gedachte, schon an dem Höhenmaß der Lapithenvorkämpfer, das sich eben nicht soweit herabdrücken läßt, wie es die dritten Stellen, von Apollon aus, im Giebelrahmen fordern. Dafür ist wenigstens von dem Beilschwinger denn doch zu viel erhalten. (Den Kopf des schwertschwingenden Perithoos hat inzwischen der Kladeos zu dem von Treu III 74r. erkannten Schädelbruchstücke fast vollständig hinzugefügt: Archäol. Anzeiger 1921, 324, so-

eben abgebildet bei Hamann, *Ol. Kunst* 40). Danach müssen wir es eben hinnehmen, daß Gesicht und vorgestreckte Hand Apollons jener Frau zugekehrt war, deren Bein fast ganz aus dem dorischen Mädchenpeplos hervortritt, und nicht der mit einem nur bis ans Knie geschlitzten Leinenchiton samt Mantel bekleideten, die Wolters gerade um ihrer Verhüllung willen, wie früher auch ich, zur Braut geeigneter findet. Aber dann müßte die *φαινομένης* wohl die Brautmutter sein, was noch bedenklicher wäre. Unanstößiger scheint mir doch die Annahme, daß die peloponnesische Sitte der Braut erlaubte, sich bei der Hochzeit noch einmal in dem lockeren Mädchenkleide zu zeigen, womit angetan einst Melissa den Periander entzückte (*Athenaios* 13, 598 F).

HIPPODAMEIA UND STEROPE.

Dieses „dorische“ Mädchenkleid, dessen auf attischen Vasen vorkommender Mißbrauch für Matronen am olympischen Zeustempel unglaublich ist, ermöglichte mir vor vielen Jahren, die Braut des Ostgiebels von der Brautmutter zu unterscheiden (oben S. 3; *Treu* III 120 l.). Jene kennzeichnet überdies die bescheidenere Haltung, die den Körper etwas schmaler erscheinen läßt. Wenn Buschor 159, der sie ihrem Gewande zum Trotz Klytimestra nennt, deswegen meine Sterope, seine Helena, wieder für die Jugendlichere erklärt, so beirrten ihn wohl die weicher gerundeten Brüste der ersteren. Diese sind aber nur eine Folge der sie zusammendrückenden Armhaltung, was sich bei der doch sicher jung gedachten knienden Dienerin wiederholt. Das stehende Mädchen bleibt also die dem Pelops vor der gemeinsamen Fahrt wenigstens bedingungsweise verlobte Königstochter, obgleich das hier keine feierliche Handlung ausspricht, wie die *dextrarum iunctio* auf der verschollenen Amphora aus Ruvo (*Abb. 1* S. 5). Unsere Anordnung stellt sie neben den Freier, nicht, wie die herkömmliche, in unbeholfen angedeutetem Liebesverständnis, was dieser herben Kunst so fern lag wie der Dichtung Pindars, sondern bereits dem Gespanne zugekehrt. Wie nach Maßgabe der älteren Vasenbilder (S. 6) voraussichtlich im Wagen, so steht sie hier zur Linken des Pelops, von ihm also durch den Schild getrennt, was auch gegen diese Anordnung geltend gemacht wurde (*III* 119 r). Allein solche Höflichkeitsbedenken scheinen griechische Künstler wenig gestört zu haben: im Ostfries des Niketempels z. B. wird Athena durch ihren Schild vom Zeus getrennt, weil zu wichtiger Abrede dem Poseidon zugekehrt. Hier fordert es der dargestellte Vorgang, daß sich der Brautwerber dem König zuwendet. Die Tochter aber weiß aus einer Reihe vorangegangener Fälle Bescheid und braucht deshalb nicht mehr auf die Rede des Vaters zu achten; sie macht sich zur Fahrt bereit, wie sich noch klarer herausstellen wird (S. 32).

Sinnend freilich steht auch Hippodameia noch da, gleich Pelops gesenkten Hauptes, nichts weniger als „trotzig“ (oben S. 6). Der rechte Unterarm liegt quer vor dem Leib, der linke Ellbogen stützt sich darauf mit erhobener Hand, die freilich nicht, wie immer wieder gesagt wird, das Kinn berührte. So zeigt allerdings die damals erfundene, ausdrucksvolle Gebärde eine Reihe bedeutender Beispiele. Doch wohl irgendwie auf Polygnot zurück geht sie bei einer von den schuldbeußten Mägden der Penelope an dem Berliner Trinknapf *F R* 138 und im Friese von Trysa. Dem herben Stile des Thasiers noch etwas näher bleibt das betroffen vor Athena stehende Mädchen der „Nolaner“ Amphora im Britischen Museum (*Catal. III* Taf. 12, vgl. *Hauser Jahreshefte* 1905 VIII 28, *Beazley, Redfig. vases in America* 162, 5). Einem Werke vollendeter Reliefkunst entnommen ist die so vor Kalchas stehende Iphigeneia des Rundaltars von Kleomenes und anderer späterer Bildwerke, über die zuletzt Tosi in einem Vorabdruck aus den *Studi e materiali* IV 17 ff. und Buschor zu *F R* III 166 gehandelt haben. Diese Iphigenie verhält mir

zur Deutung der ähnlichen Gestalt in der nur durch den Zeichner Nointels erhaltenen XIX. Südmetope des Parthenons auf die viel gepriesene Erechtheustochter, die sich zum Wohl des Vaterlandes opfern ließ (Ilbergs Jahrbücher 1912 XXIX 263 mit Taf. 4). Denn H. Sittes im Jahrbuch 1917 XXXII 223ff. erschiebener Versuch, auch die verlorenen Mittelmetopen aus dem Kentaurenkampf zu erklären, scheidet schon an dem Männerzweikampf der XVI., vermutlich dem berühmten Sieg des Erechtheus über den ins Land gefallenen Thrakerkönig. Auch an die Peliade des schönen Reliefs, die ihren Vater töten soll, sei noch erinnert. Von diesen und anderen Beispielen unserer Ausdrucksgebärde unterscheidet sich indes Hippodameia dadurch, daß ihre linke Hand nicht mehr das Gesicht, sondern nur leicht den Halssaum des Gewandes berührte (Treu III 50r.). Dieselbe abflauende Fassung kehrt später wieder an der bekümmerten, aber von den Göttern wirksam getrösteten Hellas der Dareiosvase (FR 88) und bei der noch entschiedener aus der Bedenklichkeit zur Tatbereitschaft zurückkehrenden Nausikaa, die sich anschickt dem Odysseus entgegenzugehen, auf dem zierlich bemalten Büchsendeckel in Boston, den Hauser in dem soeben erwähnten Aufsatz (Taf. 1) herausgab und nur allzu unmittelbar auf den Thasier zurückführte; (anders bei FR III S. 101 mit Textbild 47). Nah an den Anfang dieser Reihe tritt unsere Hippodameia, die eben auch aus besorgtem Sinnen ins notwendige Tun einzulenken haben wird. Denn Pelops fährt voran, und zwar nach der ausführlichsten Fassung der Sage um ein Beträchtliches (Diodor 6, 73, 3). Dies wird uns Hippodameias Gegenstück bestätigen.

Wer das sonst gewesen sein sollte als die meist, auch von Pausanias, Sterope genannte Gattin des Oinomaos, die mit der Tochter vereint Panainos, doch gewiß mit Beischriften, auf eine der Thronranken des Zeus im Tempel malte, das haben uns Robert, Hermeneutik 292 und Buschor 158 zu sagen vergessen. Noch das beide Heroen einander gegenüberstellende Londoner Vasenbild (S. 13) kann mit der Frau, welche die zagende Braut herbeiführt, nur ihre Mutter meinen, obgleich der apulische Maler ihren Namen nicht wußte. Im Giebel ist die Königin wieder treffend gekennzeichnet durch die geschlossene, gegürtete, vollere Kleidung, die breitem Schultern und vielleicht einst auch etwas höheren Wuchs, gewiß aber durch die stolze, selbstsichere Haltung, die mit der des Oinomaos zusammenstimmt. Nach Ausweis ihres fast gerade abgeschnittenen Rückens war sie etwas nach ihrer Linken, daß heißt schicklich dem Gatten zugewendet. Daß sie mit der linken Hand ihr Schultertuch leicht lüpfte, kann wirklich nicht als Ablegen des Mantels gelten, wie es Buschor 159 für seine Erklärung als heimgekehrte Helena hineinlas. Es ist nichts als eine Andeutung der alten homerischen Anstandsgebärde der *ἄντα παρειῶν σχομένη λιπαρὰ κρήδεμνα*, die ich nach Petersens Vorgang in meinen Beiträgen zur altgriech. Tracht 126 hinreichend erläutert zu haben glaube. So wendet sich noch im Parthenonfriese Hera dem Gemahl zu, nur daß ihr Obergewand auf dem Kopfe liegt. Bloß auf den Schultern, ganz wie unsere Sterope, tragen und lüpfen es an den solche Zierlichkeitsgebärden liebenden Meidiasydrien gerade auch königliche Frauen, so Hera im Karlsruher Parisurteil (FR 30) und die ihr ganz ähnliche Leto des Phaonbildes von Populonia in Florenz (Milani, Monum. scelti Taf. 2), im Hesperidnbilde des Londoner signierten Gefäßes Lipara und sitzend die szeptertragende Hygieia (FR 7-8). Wie hier beträchtlich später, so zeigt sich dies Gewandmotiv schon ein Menschenalter früher, am ähnlichsten beim Kleophradesmaler an der einem Krieger den Abschiedstrunk einschenkenden Mutter in München (FR 52).

Der linke Arm der Königin überschneidet in unserer Dresdener Aufstellung ein wenig den rechten Ellbogen des Oinomaos. Zur Not ließe sich auch das Umgekehrte bewerkstelligen. Dieses nahe Zusammenrücken der Arme wirkt als Zeichen

der Vertraulichkeit. Ähnlich überschneidet in den vollem Rundwerk nahekommenden Metopen den aufgestützten Arm der sitzenden Athena der rechte des Herakles, der ihr die stymphalischen Vögel hinhielt, und in der Atlasmetope verschwindet der Arm der Göttin, womit sie die Himmelslast stützt, mit dem Ellbogen hinter dem Rückenumriß des befreundeten Helden. Unsern Pelops dagegen trennt sein Schild von der ihm noch nicht ganz gehörenden Zukünftigen, was zugleich ihre Wendung zum Gespann hin betont. Von Sterope bleibt mit der ganzen Gestalt voll sichtbar auch der vorgehaltene rechte Arm, der etwas bereit hielt. Aus der nach dem Ellbogen hin derb zurechtgehauenen oberen Fläche schloß Treu III 52 l. einleuchtend, daß soweit zurück ein ausgedehntes flaches Gerät aufruhete, also nicht die Opfer- schale, die noch Wernicke 179 annahm, sondern viel eher der Korb. Ergänzt war er in Dresden etwa wie eine flache Kiste, doch zogen wir die übliche Form des *καροῦν* vor, des Opferkorbes, wie ihn z. B. auf dem Krater von S. Agata (S. 8) der Diener dem opfernden Oinomaos hinhält. So tut Nike dem Herakles, der der Chryse opfert, auf dem vielleicht noch etwas früheren Krater in Wien (S. Reinach, Répert. des vases II 180). Diese und andere Analogien legen den alten Gedanken fast unausweichlich nahe, daß auch im Ostgiebel der Altar nicht gefehlt hat, an dem der König das Opfer brachte, dessen Dauer er dem Freier als Vorsprung gab (Diodor 6, 73, 3). Nach Pausanias geschah es am Altar des Zeus Areios (5, 14, 6). Sollten wirklich die früher als Spuren dieses Gerätes in Anspruch genommenen Ansatzstellen am Unterteil des Zeusbildes nur von angestückten Gewandfalten herrühren (Treu III 45 l.), dann wären Ort und Form des Altars ganz unsicher, und er könnte auf der Oinomaosseite zu suchen sein. Mit als Gegengewicht in der rechten Giebelhälfte könnte dann dem Pelops der Schild gegeben sein; noch besser würde er in diesem Sinne wirken, wenn ihm unten, aus Metall, die damals jedenfalls in Athen beliebte „Schutzdecke“ angehängen war. (Über sie handelt Lippold in den Münchener Studien für A. Furtwängler 489.) Für die Einordnung der übrigen Figuren ergibt sich aus der kaum zweifelhaften Bereitschaft der Königin beim bevorstehenden Opfer mitzuhelfen, die Nähe eines zu weiteren Diensten dabei bereiten Dieners. Doch soll dieser Schluß für die ferneren Untersuchungen nicht als Ausgangspunkt benützt werden.

DIE ENTSPRECHUNG DER KNIENDEN UND SITZENDEN.

Einzuordnen bleiben die sechs am Boden knienden oder sitzenden Gestalten. Eine grundlegende Vorfrage lautet, wie sie einander als Gegenstücke beiderseits der Mitte entsprachen. In den unseres Wissens den Gruppen am Zeustempel von etwa 460 nächst vorhergehenden des Aphaieatempels, von denen die jüngere östliche nach A. Thierschs überzeugender Vermutung die von den Persern, nur eher 490 als 480, herabgestürzten, vermeintlichen „Nichtgiebelkrieger“ ersetzte, — darüber zuletzt Langlotz, Zur Zeitbestimmung der strengrotfig. Vasenmalerei 70 f. — war die Entsprechung noch ganz streng. Ich halte, nach wiederholter Prüfung in Seminarübungen, die Herstellungsvorschläge Furtwänglers für im wesentlichen gesichert. An seinem Westgiebel hat Wolters in den Sitzungsberichten der bayr. Akademie 1912, 5, 49 ff. eine Verbesserung angebracht, indem er die noch bewaffneten Gefallenen statt der nackten in die Ecken versetzte, und eine zweite finde ich in der Umdrehung der Bogenschützen, so daß sie wieder nach der Mitte schießen, wo sie würdigere Ziele vor sich haben als in den Winkeln. Der eben aus den Jahreshften XXI vorabgedruckte Versuch Schraders, das Wesentliche der alten Anordnung mit den von Furtwängler hinzugewonnenen Tatsachen zu versöhnen, ergibt ein meines Erachtens mit der Geschichte der Giebelfüllung unverträgliches, in sich widerspruchsvolles Gefüge. Über Furtwänglers Ostgiebel

mag das letzte Wort auch noch ausstehn, aber weit von der Wahrheit scheint er mir nicht zu bleiben. Fest steht wohl der kleine Bewegungsunterschied des aus unvollständigen Trümmern ergänzten Bogenschützen links von dem wohl erhaltenen Herakles rechts und damit eine etwas größere Lockerung der Gegengleichheit, als sie der Westgiebel bietet. Sehr viel weiter gehn darin die Parthenongiebel. In den noch annähernd vollständig erhaltenen und sicher anzuordnenden Eckgruppen der Ostseite entsprechen einander, von den auf- und niedertauchenden Lichtgottheiten mit ihren Gespannen abgesehen, die einzelnen Figuren in der Gesamthaltung, sind aber in ihrer sonstigen Erscheinung (Dionysos nackt, Aphrodite bekleidet) und in ihrer Paarung zu Gruppen verschieden. Den Westgiebel überschauen wir, dank der für Nointel gemachten Zeichnung, noch beinahe vollständig, nur mit den von Furtwängler endgültig festgestellten Lücken unfern der Spitzen. Danach war hier die Entsprechung der in den Ostgiebelecken gleichartig, und zwar am genauesten in der Mitte des Ganzen, nächst dem in den Winkeln, am meisten gelöst um die Mitte jeder Giebelhälfte: hinter den beiden Wagenlenkerinnen links die wegschreitende Kekropstoche, rechts die in Vorderansicht sitzende mutmaßliche Oreithya u. s. w. Am Zeustempel selbst fanden wir im Ostgiebel bisher die noch recht strenge Entsprechung der Eckfiguren, der Gespanne und der zwei heroischen Paare beiderseits des Zeus, nur daß die Frauen sich nicht gegeneinander, sondern beide leise rechtshin wenden. Auch in dem von Treu ganz richtig wieder aufgebauten Westgiebel (Tafelbild 3, S. 14) entspricht sich wieder Gestalt für Gestalt und Gruppe für Gruppe. Aber um die Mitte jeder Giebelhälfte sind die Ringergruppen mit den hinten unvollständigen Kentauren beide etwas nach links gekehrt und die Lapithen, der Gebissene und der Knabe Mundschenk, von sehr verschiedenem Gewicht, in den auswärts folgenden Dreiergruppen kniet links die Frau in straffer, gesammelter Haltung nur auf dem einen Knie, ihr Gegenstück mehr ausgebreitet nahezu auf beiden.

Gerade nach dieser nächststehenden Analogie und der der Parthenongiebel, können die Gegenstücke unter den noch einzuordnenden sechs Gestalten des Ostgiebels, wie Pfuhl 155 richtig gegen Furtwängler bemerkte, nicht aus den Höhenmaßen ermittelt werden, sondern nur aus der Gegengleichheit ihrer Haltungen, wie es Treu, zuletzt III 121, getan hat, mit neuerdings rasch zunehmendem Beifall. So ergeben sich folgende drei Paare:

Am genauesten entsprechen einander, obgleich im Wuchs dem Geschlechtsunterschiede gemäß etwa so verschieden wie die zwei aufrechten Paare der Mitte, das linkshin kniende Mädchen und der rechtshin kniende feine Jüngling oder Knabe. Obgleich der letztere ausnahmsweise auch an der abgewandten linken Körperseite fast ganz ausgearbeitet ist, hat doch Treu handschriftlich das von Trendelenburg 39 f. aus G. Hirschfelds nicht sehr lange bedachtem Versuch übernommene Herausdrehen dieser Rückseite mit vollem Rechte nochmals abgewiesen. Denn die mehr als handgroße, formlose Stelle am linken Glutäus kann nicht durch Beschädigung beim Herabstürzen, sondern nur aus roher Bearbeitung, unter anderem mit Spitzhammerschlägen, erklärt werden. Dazu kommt die sichtlich unlebendige und vernachlässigte Ausführung der linken Wade sowie der Falte zwischen ihr und dem darangepreßten Oberschenkel. Auch die Zugehörigkeit des Kopfes mit dem nur angedeuteten linken Ohr (III 62 r.) bekämpfte Trendelenburg vergebens. Das alles zu keinem bessern Zweck, als um dem Halbwüchsigen (ohne Schamhaar) das verantwortungsvolle Amt des Wagenlenkers rechts anzuvertrauen (vergl. unten S. 21). Es bleibt also bei der Treuschen Aufstellung des Knaben, in der er dem knienden Mädchen aufs beste entspricht, wie es die unmittelbare Zusammenstellung der Photographien bei Bulle² S. 395 f. eindringlich veranschaulicht. Der Text freilich billigt 403* in der Anmerkung vielmehr die Meinung von E. Curtius,

das Mädchen habe dem am Boden hockenden Jungen entsprochen. Dabei wirkte der Irrtum mit, das Knien der Dienerin könne auch als eine Ruhelage gelten; er wird später eingehender zu widerlegen sein (S. 31f.).

Die zweitbest einander entsprechenden Haltungen zeigen die beiden in Vorderansicht auf der Erde Sitzenden, die je das eine Bein untergeschlagen, das andere steil aufgesetzt haben: jener zweite halbwüchsige Knabe (abermals ohne Schamhaar) mit einst ein wenig nach seiner Linken gesenktem Kopf, und der sachgemäß etwas größere Mann, der den grobenteils erhaltenen bärtigen Kopf noch schärfer als den Leib in gleichem Sinn herumdreht, wobei die Beine mehr in Seitenansicht geraten.

So bleiben als drittes Paar der in zusammengefaßter, reiner Seitenansicht auf dem rechten Knie nach rechts vom Beschauer kniende Mann und der links hin sitzende Greis in ausgebreiteter Seitenansicht, der aber jenem wenigstens mit dem angezogenen Knie entspricht. Diese freieste Entsprechung erinnert im ganzen an die soeben (S. 19) hervorgehobene der zwei knienden Lapithenfrauen im Westgiebel. Demgemäß, aber aus anderen Gründen, wurden diesem Paare seine Plätze im Giebel von Treu richtig angewiesen.

DER KNIENDE WAGENLENKER UND DER GREIS.

Der ausgewachsene, straff kniende Mann paßt vortrefflich zum Lenker des Oinomaosgespannes, unmittelbar hinter dem Wagen. Mit den beiden vorgehaltenen Armen faßte er wahrscheinlich den Stachelstab, gewiß die Zügel, die er vielleicht noch zurechtlegte. Denn der abgebrochene Kopf war gesenkt, blickte also nach der Verrichtung der Hände. Ergänzt hat den letztern Treu nach dem Vorbild des sitzenden Mannes, den er irrig für Myrtilos hielt, sicher unrichtig in der altertümlich feierlichen Haartracht; unsicher bleibt, ob er bärtig war. Daß sich mit der Deutung als Wagenlenker auch der kleine Mantel, der vorerst noch um die Beine gelegt ist, verträgt, dies wurde bereits gegen Robert dargelegt (S. 7). An entsprechender Stelle des Reliefigiebels durch Herabdrücken aufs Knie hineingepaßt, nur mehr in die Breite gezogen, erscheint schon ein Rosselenker am Siphnierschatzhaus (s. den Ergänzungsentwurf bei Furtwängler, Ägina 318). Hieß der unsere Myrtilos, dann haben die Giebelkünstler nichts von seinem Verrat gewußt, so wenig wie Pindars I. olympisches Festlied. „Wenn die Stiftung des Wagenrennens vorgeführt werden sollte, mußte es ein ehrliches Rennen sein, der Herr des Pelopion durfte nicht durch unlautere Künste gesiegt haben“ (von Wilamowitz, Pindaros 414 A. 1. Anders Treu III 128 I. und Wernicke 183 ff.; s. unten S. 36).

Den Platz gegenüber, gleich hinter dem Wagen rechts, sichert dem Treuschen Gegenstück, dem Alten, der nachträglich ausgehauene rechte Winkel, der seinen angezogenen Fuß weggeschnitten hat, um eine schmale Standplatte eingreifen zu lassen (III Textbild 101). Nur nach Trendelenburg gehörte sie der stehenden Frau rechts, bei ihm, wie bei den meisten, Sterope. Aber für das Plätzchen vor den Pferden ist die breiteste von allen in Frage kommenden Gestalten am wenigsten geeignet; sie müßte das Gespann zur Seite drängen und ließe, selbst wenn dies der Giebelrahmen erlauben sollte, zwischen sich und der Heroïne eine unerhört und unerträglich weite Lücke, wie es Trendelenburgs Tafel zeigt. So fügen denn sonst fast alle mit Treu in den Fußausschnitt des Greises vielmehr die Standplatte des verlorenen Rennwagens, der solchem Marmorgespann entsprechend natürlich reliefgemäß plattgedrückt war. Die in der Dresdener Ergänzung etwas große Lücke vor dem Oberteil des Alten kann durch einen weiter zurückgeschwungenen Brüstungsbügel mit daran befestigtem Kentron verkleinert werden (s. S. 26 oben).

Aber als Lenker eines feurigen Viererzuges, gar auf solcher Fahrt ums Leben, ist dieser welke, etwas fette Kahlkopf, dem sich ein hohes Alter mit allen angewandten Künsten — Wernicke 188 f. zählt sie auf — nicht abstreiten läßt, doch wirklich undenkbar, obgleich selbst nach Treus bündiger Darlegung III 129 noch der Genannte und Pfuhl 157; 160 diese Deutung alles Ernstes beibehielten. Oder haben wir nicht Zeugnisse genug für die Selbstverständlichkeit, daß jene Verrichtung unter den Sterblichen so gut wie ohne Ausnahme strammen Männern oblag, etwa wie heute die des „Chauffeurs“? Zwar bietet schon Homer Ausnahmen von dieser Regel, jedoch nur solche, die sie voll bestätigen. In der Ilias 3, 261 und 311 fährt Priamos mit Antenor zu und von der Verhandlung über den Zweikampf und 24, 326 lenkt derselbe durch die ruhige Nacht sein Pferdegespann hinter der mit Lösungsgeschenken befrachteten Maultierfuhr des Herolds Idaios. Ja selbst in der *κόλος μέγη* 8, 116 ergreift der von Diomedes auf seinem Wagen geborgene reisige Nestor die Zügel, die aber seiner Hand entfallen, als der Wetterstrahl des Zeus die Rosse erschreckt (137), so daß er sie nur noch zur Flucht wenden kann (157). Sonst lenken immer nur Männer in der Vollkraft oder reife Jünglinge die Wagen zum Kampfe, wie auch bei den Leichenspielen für Patroklos. Daß die bildende Kunst keinen Greis als Pferdelenker kennt, bestätigt mir E. von Mercklin, und dieser wird aus Anlaß seiner Leipziger Doktorarbeit über den griechischen Rennwagen (1909), die er fortsetzt, wohl die meisten Beispiele zu Gesicht bekommen haben. Wenn Oltos auf einer Schale des Euxitheos, schwerlich im Anschluß an eine Überlieferung, jedenfalls nur vorübergehend, das Gespann Achills vor dessen Ausfahrt mit Antilochos von Phoinix gelenkt sein läßt, stellt er ihn nicht als Greis dar (Berlin 2264; Vorlegeblätter D 2; von Lücken, Griech. Vasenbilder 8; Hoppin, Handbook of redfig. vases II 248). Sonst kennt auch die Bildnerei nur Männer und Jünglinge in diesem Dienst, erstere vermutlich etwas häufiger, wie mir eine Durchsicht der hierin reichen Vasensammlung in München wahrscheinlich machte. Als Beispiele erwähnt seien der schlanke kurzbartige Euthus auf der vortrefflichen schwarzfigurigen Hydria der Leagroszeit in Berlin Nr. 1897 (am besten Monatshefte für Kunstwiss. 1918 XI 9 Abb. 1) und der stolze Bronzejüngling mit sprossendem Backenbart in Delphi, das Werk eines der großen äginetischen Zeitgenossen unserer Giebel. Zu diesen beiden paßt zwar nicht in der Tracht, aber in seiner männlichen Reife nur der straff Kniende, den wir mit Treu als Lenker hinter das Gespann links gesetzt haben. Auch darin, daß er bloße Füße hat wie alle mir gegenwärtigen antiken Wagenlenker; wohl aus dem Grunde, weil sie sich so, ohne Hilfe der Hände, am besten an dem geflochtenen Wagenboden, dem *τόνος* des Pollux (1, 142), den auch Bildwerke zeigen, bei allem Schwanken der Fahrt festzuhalten vermochten. Nur die Parabaten Oinomaos und Hippodameia, die nach dem Geländer greifen können — sie wenigstens tut es in den Vasenbildern Roscher III 779—785 — tragen Sohlen untergebunden, während die Füße des Pelops leider fehlen. Der Alte dagegen hat so bequeme warme Lederschuhe (gezeichnet III 64 f.), wie ich sie bei einem Wagenlenker weder kenne noch für möglich halte. Ein solcher ist denn auch an der dem Greise sicher angewiesenen Stelle nicht erforderlich. Zunächst läßt sich ja, trotz Pfuhl 156, denken, daß die Pferde von vorne gehalten wurden (vgl. S. 25).

Der schwer auf dem Boden lastende Alte gehört vielmehr zu den in Olympia selbhaften Zuschauern der sagenberühmten Wettfahrt, gleich wie im Westgiebel des Parthenon Kekrops und die anderen zu den Urbewohnern der Burg, vor denen sich der Streit der Götter um ihren Besitz abspielte. Ein Gott des Ortes, selbst der düstere Kronos von der nördlich des Zeustempels aufragenden Kuppe, den hier mit G. Löscheke M. Mayer erkennen wollte (oben S. 4), ist, wie schon Treu ge-

sagt hat (III 129 A. 4), auch nicht von dem vorstürmenden Wahrheitssinn dieser Übergangszeit, ja nicht einmal von dem ausgereiften des Hellenismus so menschlich greisenhaft dargestellt worden. Dagegen paßt, was zuerst Newton sah (mit anderen Vertretern dieser Deutung von Treu ebendort angeführt) und zuletzt Trendelenburg 32; 43 empfahl, der auf einen Stab gestützte Greis mit der Gebärde und dem Gesichtsausdruck tiefsten Schauens und Sinnens vorzüglich zum Ahnherrn eines von den beiden in Olympia wirkenden Sehergeschlechtern, den Iamiden und Klytiaden (Hepding bei Pauly und Wissowa IX 685 ff.).

Was einst von Wilamowitz, Isyllos 195, auf den sich Treu III 128 A. 3 bezieht, gegen diesen Gedanken, zunächst in bezug auf Iamos, anführte, scheint mir nicht entscheidend. Zwar verlegt Pindars VI Olympische 115 die Ansiedelung dieses Sehers am Kronion kurz vor die Begründung der Festspiele durch Herakles, und diesem liegt in der Zeitfolge der Sagen, wie sie Pausanias am Anfang seines fünften Buches zusammenfaßt, Oinomaos weit voraus. Allein wie wenig solche nachträgliche Aneinanderreihung der Sagengestalten durch die keimende Wissenschaft die Kunst zu beeinflussen brauchte, lehrt wohl am besten wieder der Parthenonwestgiebel, wo links die Kekropiden, rechts die Erechthiden erscheinen, obgleich sie damals jene sicher nicht mehr ganz neue Scheinwissenschaft kaum noch als gleichzeitig gelten lassen konnte. Wie fest in Olympia die beiden Sehergeschlechter wurzelten, das zeigen die von 36 vor bis 265 nach Chr. reichenden Listen des dortigen Kultpersonals, die im III. Abschnitt des Inschriftbandes Olympia V zusammengestellt sind (verzeichnet S. 836). Sie führen als *μάντις* in der Regel je einen Iamiden und Klytiaden an, nur diese mit solcher, auf ferne Ahnen zurückweisender Bezeichnung, während sich die sonstigen Würdenträger mit dem bloßen Vatersnamen begnügen müssen. Daß diesen Sehern einst eine Art von Aufsicht über die Einhaltung von Staatsverträgen oblag, lehrt die mit altertümlicher Schrift in Erz gehauene *Ἐράτρη* Nr. 10. Ein *μάντις*, wir wissen leider nicht, aus welchem der beiden Geschlechter, war beim Widderopfer für Pelops tätig (Pausanias 5, 13, 2). So sind ihre Ahnen gewiß die nächsten dazu, dem inmitten des Ostgiebels dargestellten Vertragsabschluß beizuwohnen.

Sollten sich indes die sagenhaften Namen wirklich als unzulässig erweisen lassen, daß unser Greis einen Seher bedeutet, zeigt ein wichtiges Stück der „bildlichen Tradition“, auf das wohl am nachdrücklichsten einst Furtwängler hinwies (Preußische Jahrbücher 1883 II 374); später freilich gab er den Gedanken wieder auf (oben S. 3). Schon der große Anreger der Bildnerei, Homer, läßt ja wohl bei jedem Auszug zu einem wichtigen Unternehmen dessen Ablauf ein gottgesandtes Vogelzeichen ankündigen. Vor seiner Ausfahrt zu Achill erbittet und erhält Priamos ein solches (24, 310 ff.) und bei der des Telemachos aus dem Hause des Menelaos stellt sich ein die Erfüllung seiner Wünsche noch bestimmter ausdrückendes Zeichen ein, das Helena, vom Geiste der Wahrsagung ergriffen, richtig deutet (15, 160 ff.). Solch ein menschlicher Verkünder der Zukunft liegt der bildenden Kunst, die sich ja fast ganz auf die Gestaltenwelt beschränkt, näher als das Luftraum über den Köpfen voraussetzende Vogelzeichen selbst. In der Tat gehört meines Erachtens ein *μάντις κῆρας ἐπερχομένης σάφα εἰδῶς* (wie es Simonides in der Grabschrift des mit Leonidas gebliebenen Sehers Megistias ausdrückt) zum festen Bestande des archaischen Bildtypus der Ausfahrt in den Krieg, der ja zumeist auf Amphiaraios angewendet wurde. Eine unserem olympischen Greise überraschend nahe kommende Gestaltung fand dieser Seher schon auf dem korinthischen Krater in Berlin, der sich durch seine nahe Beziehungen zur „Kypseloslade“ Perianders auszeichnet (FR 121). Dort führt der stoppelbärtige Alte den sonst unbekanntenen Namen Halimedes, der von Haus aus, gleich seinem weiblichen Seitenstück, der Nereide Halimede in der Theogonie Hesiods 285, einen Meer-

gott bedeutet haben wird, und Wesen dieser Art galten bekanntlich als der Zukunft kundig (Furtwängler a. O. und Jahrbuch 1911 XXVI 191 A. 1). Ganz ähnlich, nur eher menschlich, Halitherses, heißt ein ebenso begabter Freund des Königshauses in Ithaka und merkwürdiger Weise auch der Nebenmann des Amphiaraos in der delphischen Gruppe der Sieben, einem Weihgeschenk von Argos (Pauly, Wissowa VII 2271). Einen weiteren Grund für die Auffassung jenes Halimedes als Seher hat vielleicht Walter Wrede in seiner Marburger Doktorarbeit, Kriegers Abschied und Heimkehr I 55 ff., wo er die ganze Frage umsichtig nachprüft — die Kenntnis der Handschrift verdanke ich P. Jacobsthal, einen Auszug gibt der Archäol. Anzeiger 1921, 265 — gefunden: über dem Haupte des Trauernden fliegt ein Vogel auf eine Schlange zu, was an bekannte Augurien erinnert. Doch müßte dann eigentlich Halimedes danach aufblicken und überdies kehrt dieselbe Tiergruppe als bloße Flächenfüllung auf der korinthischen Schale Somzée wieder (S. 26). Gegen die hier verteidigte Ansicht wurde eingewendet, Amphiaraos sei ja selbst ein Seher, er bedürfe also zur Andeutung der Zukunft keines anderen. Dargestellt indes ist jener hier nur als von seinem verräterischen Weibe im Zorn scheidender Kriegsheld, und die Schwere des nahenden Verhängnisses kommt in der Tat erst durch den sichtlich das Schlimmste befürchtenden Greis zum Ausdruck. Daß dieser trotz seiner Herrenkleidung durch das Sitzen auf dem Boden als Sklave bezeichnet sei, war eine übereilte Behauptung Hausers (FR III S. 5), die Wrede eingehend widerlegt. Hier genügt ein Hinweis auf die trauernde Penelope der Odyssee (4, 718) und auf die bei Adrast schutzfliehenden Helden des chalkidischen Napfes in Kopenhagen, den — leider noch vor der Entfernung seiner übeln Ergänzungen durch K. F. Johansen — Robert, Oidipus 197 neu herausgab. Der selbst 237 ff. für Halimedes im Sinne Hausers gemachte Gegenvorschlag, er könne wohl der Pädagog des älteren Amphiaraossohns sein, scheidet an der Loslösung des Alten von der links vor dem Megaron versammelten Familie des Helden, zu der der Erzieher so gut wie die Amme des Kleinsten gehören würde. Überhaupt an irgendeinen Angehörigen des Hausstandes zu denken, widerspricht der Platz des Halimedes vor dem Torbau rechts (Noack, Homer. Paläste 72). Es wird ein der Zukunft kundiger Nachbar sein, den das Epos genannt haben mag. Denn er wiederholt sich ähnlich auf den sonst abweichenden Vasenbildern des Gegenstandes. Das attische in Florenz, das nach H. Thiersch, „Tyrrhenische“ Amphoren Taf. 3 auch bei FR III S. 4 gut abgebildet ist, gibt ihm die Glatze des Ostgiebelgreises, und der gelegentlich an so frühe Vorbilder anknüpfende Hellenismus kennzeichnet ebenso den Seher aller Seher, Teiresias, auf dem Reliefbecher des Britischen Museums Catal. IV G 104 Taf. 16, der die Phoinissen darstellt (besser bei Robert, Oidipus 452, nach Jahrbuch 1908 XXIII 184 Taf. 5—6). Gerade für die Zeit unseres Giebels bezeugt das Fortleben des alten Sehertypus Polygnots Helenos, der vor dem zerstörten Ilion ἐς τὰ μάλιστα κατηφής am Boden saß (Pausan. 101, 24, 5), gewiß auch er, wie ihn Robert zeichnen ließ, das Haupt auf eine Hand gestützt, freilich in Trauer nicht nur über bevorstehendes, auch schon über eingetroffenes Unglück.

Nach alledem scheint mir die Deutung unseres Greises als Seher zum mindesten höchst wahrscheinlich. Nach dem auf S. 22 Gesagten zögere ich nicht, diese ehrwürdigste Gestalt des Ostgiebels Iamos zu nennen, wie schon G. Körte in der Berlin. philol. Wochenschr. 1892, 1049. Von den Ahnherren der beiden olympischen Sehergeschlechter tritt dieser in Sage und Dichtung bedeutsamer hervor; als sich seine Nachkommen in den Perserkriegen an der Seite von Sparta neuen Ruhm erworben hatten, besang ihn Pindar in dem schon erwähnten herrlichen Lied.

DER SITZENDE MANN UND BURSCHE.

Ist der Alte hinter dem Pelopsgespann Iamos, dann muß der zweitälteste Mann unter diesen Nebenfiguren, der bewegter am Boden sitzend gleichfalls mit der Linken einen Stab aufstützte, wieder mit G. Körte Klytios genannt werden. Daß diesen die Genealogie bei Pausanias 6, 17, 6 zum Enkel der Amphiaraios und damit um noch mehr Geschlechter später als Pelops macht, erledigt sich mit der entsprechenden Schwierigkeit bei Iamos (S. 22). Für solche Deutung des bärtigen Mannes spricht, wie es Löschkes Dorpater Programm 1888, 13 aussprach, vor allem die Haartracht: lange, gescheitelte, vor den Schläfen kunstvoll aufgenommene, hinten etwas wie eine Haarrolle bildende Locken (beides unter der bei Männern seltenen Haube zum Vorschein kommend). Ähnliches findet sich damals fast nur noch bei Göttern, z. B. dem nach einem Urbilde dieser Zeit kopierten Bronzedionysos von Herculaneum, dessen alte Deutung im Jahrbuch 1919 XXXIV 116 verteidigt wird, und dessen Entstehung erst im „antiken Rokoko“ mir W. Kleins so benanntes Buch (S. 75) nicht glaublich gemacht hat. Ähnliche Haartrachten hat die Wirklichkeit späterer Zeiten nur im Kultus bewahrt, wie es Bildwerke für den eleusinischen Hierophanten bezeugen (Röm. Mitteil. 1910 XXV 156 ff. Rizzo). Wenn etwas Ähnliches unter dem Helm des schönen Strategenkopfes Nr. 299 der Münchener Glyptothek erkennbar ist, obgleich er mir seinen Gesichtsformen nach eher etwas später aussieht als das Periklesbildnis, dann verrät ihn diese Haartracht als Priester, etwa als den Keryken Kallias, den Urheber des Kalliasfriedens. An unserem mutmaßlichen Klytios paßt ferner zu der sitzenden Lebensweise eines Beobachters der Vögel auf seinem *θᾶζος* (Trendelenburg 32) die noch kräftiger als bei dem Greis angedeutete Belebtheit. Als Furtwängler diese Auffassung im wesentlichen teilte, da bezog er das Herumwenden des Kopfes auf ein unerwartetes Vogelzeichen (Jahrbuch 1891 VI 85), und Trendelenburg 43 hält daran fest. Mag man solche Ergänzung von etwas nicht mit dargestelltem und in einem griechischen Giebelfelde kaum darstellbarem auch nicht so grundsätzlich ablehnen wie Petersen in seiner Anzeige der *Φαντασίου* Wochenschr. für kl. Philol. 1911, 118: die Hebung des Kopfes reicht kaum für diese Auffassung (Treu III 123r.); als Gegenprobe können etwa die Männer auf der Petersburger Schwalbenvase verglichen werden (Baumeister, Denkm. III 1895). Unser Klytios sieht sich eben, ähnlich den Flußgöttern, besonders dem Kladeos, nur nach dem Vorgang in der Mitte um, mit so lebhafter Wendung des ganzen Körpers, daß fast der Eindruck entsteht, er wolle sich an dem aufgestützten Stecken erheben, um als *μάντις* an dem bevorstehendem Opfer teilzunehmen (S. 22). Damit ist schon gesagt, wohin wir ihn mit Kekulé setzen müssen: auf unsere Oinomaosseite neben „Alpheios“, sachlich als Gegenstück zu dem Greise rechts, aber von dem entsprechenden Platze durch den knienden Wagenlenker des Königs verdrängt.

Das alles mußte Treu III 123 unbeachtet lassen, wenn er mit dem breit dasitzenden Manne das enge Plätzchen vor den Pferdebeinen rechts füllte, ihn, gemäß seiner Anordnung der Mitte, als Myrtilos in Anspruch nehmend. Auch abgesehen von der Sagenform, die den Wagenlenker des Oinomaos zum Nebenbuhler des Pelops bei Hippodameia macht, und den oben herangezogenen und z. T. abgebildeten Vasenmalereien aus Unteritalien (S. 8 und 13), wo er demgemäß als schöner Jüngling erscheint, lehrten uns schon früher dem Giebel gleichzeitige oder ältere Bildwerke, wie ganz anders die griechische Kunst Leute dieses Berufes darstellte (S. 21). Im Gegensatz zu dem dienstbereit knienden Manne hinter dem linken Wagen, lastet Treus Myrtilos vor dem rechten Gespann schwer auf dem Boden, wie gesagt so, als ob er sein beträchtliches Gewicht zu erheben gedächte. Dazu stützt er den Stab, nach Treu das Kentron, mit der

Linken auf und soll doch zugleich mit beiden Händen Zügel oder Leitseil halten. Deshalb gab ihm Treu zuletzt die linke Faust, die er III 65 nach der genauen Übereinstimmung ihrer Knöchelfalten und sonstigen Formen mit der Rechten des Greises überzeugend diesem zuwies. Die bei letzterem allerdings überflüssige zweifache Durchbohrung dieser linken Faust erklärte er damals einleuchtend aus einem verfehlten Ansetzen der ersten Bohrung, wozu der nachträglich hineingefügte Marmorpfropfen gut paßte. Nun soll der Pfropfen, nach den handschriftlichen Bemerkungen, die Zügel befestigt, das andere Loch den Stachelstab aufgenommen haben.

Bei dieser Einordnung des umblickend sitzenden Mannes als Rosselenker, für die es keine antiken Belege gibt, war indessen Treu selbst nicht recht wohl. In den hinterlassenen Aufzeichnungen atmet er sichtlich auf bei der Nachricht, eine Mitteilung Kurt Müllers — die übrigens ein allgemeiner Hinweis von Pfuhl 162 A. 35 teilweise vorwegnimmt — habe erst 'die Aufklärung' gebracht. Müller hatte Treu geschrieben: 'Bei einer Reise durch Rhodos Anfang August 1907 ritt ich zwölf Tage lang ein Maultier, das sich nicht von seinen Stallgenossen trennen wollte. Kurz vor Lindos blieb ich mit Dr. Kinch, der uns von Vruliá begleitete, hinter meinen Reisegegnossen zurück. . . . Da war das Tier so ungebärdig, daß weder ich (das Tier hatte keinen Zügel), noch der alte Agogiat es zu halten vermochten. Es war nichts da, woran man es hätte binden können. Der Agogiat half sich schließlich auf folgende Weise. Er zog dem Tier die an der Mitte des Kopfes befestigte Kette durchs Maul, setzte sich, das Gesicht auf das Tier gewandt, vor ihm auf den Boden und zog den an die Kette angeknüpften Strick senkrecht nach unten, wenn es unruhig wurde. Er tat also in einer durchaus entsprechenden Situation dasselbe wie der Pferdehalter im Ostgiebel.' Aber gegen diese Nutzenanwendung für die Giebelstatue, an die Müller selbst nicht mehr glaubt, erheben sich entscheidende Bedenken. Treus Myrtilos sitzt nicht ruhig vor dem Gespann, 'das Gesicht auf die Tiere gerichtet', sondern dreht es ihnen, abgewendet sitzend, eben erst mit ziemlich plötzlichem Ruck zu. Dabei handelt es sich nicht um ein einzelnes 'ungebärdiges' Maultier mit ganz ungenügendem Zaumzeug, das davonlaufen will, sondern um einen Viererzug edler Hengste, der fest angespannt und aufgezümt ganz ruhig dasteht. Würde ein solcher ernstlich unbotmäßig werden, dann dürfte ein so vor seinen Hufen sitzender einzelner Mann wenig dagegen ausrichten. Von derartig primitiven Mittelchen verrät denn auch die hier doch ausreichende bildliche Überlieferung meines Wissens gar nichts. Es kommt vor, daß die Strangpferde eines fertig angespannten und bemannten Viergespanns, in Vorderansicht, von daneben stehenden Männern 'flattiert' werden, z. B. auf dem schwarzfigurigen Kelchkrater bei Masner, Sammlung antiker Vasen und Terrakotten im österr. Museum Nr. 237 Taf. 4. Ähnlich war es auch im Ostgiebel des Alkmeonidentempels in Delphi nach Courby im Bulletin de corr. hellén. 1914 XXXVIII 337. 7; 340, Taf. 6-7. Für solche vor den Gespannen stehende Pferdewärter wäre auch im olympischen Ostgiebel Raum geschafft, wenn sie der Meister nötig befunden hätte. (Dies gegen E. Curtius III 281.) Sie waren aber nicht nötig, auch rechts nicht, wo wir hinter dem Gespann den Alten, also keinen Wagenlenker haben (S. 20f.). Da waren die Zügel, wie Treu III 57 r., 129 l. gezeigt hat, am Wangengeländer angebunden und machten es den Rossen mindestens sehr schwer anzuziehen (Pfuhl 156).

Solche Gespanne konnte man, nach einer nicht allzukargen, wieder vornehmlich peloponnesischen Überlieferung, ruhig unbewacht stehen lassen, selbst wenn sich neben ihnen viel Aufregenderes zutrug als in unserem Falle; eine Möglichkeit, auf die ich Treu schon vor der Herausgabe des III. Bandes Olympia, freilich nur mit einem Beispiel, hingewiesen hatte (III 125r.). So wohnt das Gespann des Herakles auf altkorinthischen Gefäßen Taten seines Herrn bei, dem Hydra-

kampf auf dem kugelförmigen Ölfäschchen bei O. Roßbach, Gr. Antiken in Breslau S. 5 und auf der Schale in Jena, die Pernice im Jahrbuch 1898 XIII Taf. 2 herausgab, dem Ringen mit dem Stierkentauren Acheloos auf der ganz ähnlichen Schale im Brüsseler Museum, bei Furtwängler, Sammlung Somzée Taf. 43, der S. 79 schon die Nutzenanwendung für unsern Fall zieht. Mit letzterem etwa gleichzeitig ist der weißgrundige Garnwickler in Athen, dessen eine Seite den Raub der Leukippiden darstellt, während auf der andern ein Gespann ruhig auf seinen Herrn wartet, bis ihm eine ähnliche Entführung gelingt (*Εφημ. ἀρχαιολ.* 1885, Taf. 5; Collignon, Couve, Catal. des vases Nr. 853). In allen diesen Fällen handelt es sich freilich nur um homerische Zweigespanne, nicht um Viererzüge, und einen solchen ohne Lenker kann mir in erhaltenen Bildwerken selbst Mercklin nicht nachweisen (oben S. 21). In die Lücke tritt indes, was Pausanias 6, 10, 9 unzweideutig von dem frühesten olympischen Weihgeschenke dieser Art sagt: ἄρμα ἔστιν, οὐ μὴν καὶ αὐτὸς ἐπὶ τῷ ἄρματι Ἐὐαγόρας (der lakonische Sieger). Der Giebelkünstler wird sich um so weniger gescheut haben, das Gespann des Pelops ohne Lenker warten zu lassen, als er es gleich seinem Zeitgenossen Pindaros (Ol. 1, 139) für ein siegverbürgendes Geschenk der Götter angesehen haben dürfte. Daß er dies nicht, mit dem Dichter und den wenig älteren attischen Lekythen (S. 6f.), denen hierin schon die Kypseloslade voranging, durch Beflügelung der Tiere ausdrückte, woran Wernicke 183 Anstoß nahm, ist in dieser Zeit nicht zu verwundern. Versuchte sie doch das ostländische Sinnbild übernatürlicher Geschwindigkeit sogar der Siegesgöttin abzustreifen, was ich gegen alle Zweifel sichergestellt zu haben glaube (Kalamis 50, dieser Abhandlungen XXV 4). So mochte sich der Künstler befugt erachten, eine schwierige Marmorarbeit und zugleich eine arge Störung der Gegengleichheit zu vermeiden. Nach alledem bleibt der einzige Grund, auch auf Seiten des Pelops nach einem Wagenlenker zu suchen, die mythographisch gelehrte Angabe des Pausanias 5, 10, 17, auf dieser Seite sei der Wagenlenker Sphairos oder Killas dargestellt. Ihr trügerischer Ursprung wird bald zur Sprache kommen (S. 31).

Erweist sich so der vermeintliche Myrtilos vor dem Gespann rechts als unerkklärlich und überflüssig, so gilt dies vollends bei dessen sicherem Treuschen Gegenstück, dem am Boden kauern den jungen Burschen, der, einst mit gesenktem Kopf, die Rechte auf den Boden stützt und mit dem Zeigefinger der Linken die Spitze des entsprechenden großen Zehen berührt. Diese 'von der Gasse aufgegriffenen Motive', wie Wolters in den erneuerten Bausteinen von Friederichs S. 126 treffend sagte, führten ihn, mit Kekulé, weit ab von der Götterwelt des Ortes, in die andere den Jungen erhoben hatten (III 129 Anm. 4), auf einen schlichten Diener eines der zwei Helden. Am ähnlichsten kauert, nur fest eingeschlafen, der trefflich gearbeitete Negersklave ungefähr derselben Zeit, die von einem Gefäß herrührende Kleinbronze im Wiener Hofmuseum, die Robert v. Schneider herausgab und nach ihm kürzlich Buschor zum 'Krokodil des Sotades' wieder abbildete (Münchener Jahrbuch 1919, 41 mit Anm. 14). Letzterer verglich damit die nicht viel spätere Tonfigur bei Sieveking, Terrakotten der Sammlung Loeb I Taf. 28, 2, wo auf unsere Giebelfigur hingewiesen ist, die zuletzt Bulle 403 treffend gedeutet hat. Im Zusammenhang mit anderen Gestalten zeigen solche, nur meist kindlichere παῖδες griechische Reliefs. Unter den zwei Pferden eines Gespannes hockt einer auf dem unlängst bei Tegea gefundenen Weihrelief des Museums zu Piali, das ich im Februar 1920 sah und mein junger amerikanischer Reisegenosse Clarence Kennedy für unser Archäologisches Institut in Athen zu photographieren die Güte hatte. Allbekannt und schon von Kekulé 487 verglichen, sind attische Grabsteine wie der berühmte von Ilissos, wo der müde kleine Laufbursche zu Füßen seines angelehnt von der Jagd ausruhenden Herrn

zusammengekauert ist. Wo jedoch die Herrschaft selbst sich zu wichtigem Tun anschickt, da darf sich so ein junger Faulenzer nicht breit machen, wie der unsere in Treus Anordnung vor den Pferden links, zu Füßen der Hippodameia, nicht weit von Pelops, der sich doch schon seinem Gespann zuwendet, oder nach obiger Umstellung der Mitte gar zu Füßen der Königin, die beim Opfer zu helfen bereit steht (S. 18). Das Motiv dieses Burschen wird nur erträglich zwischen den ruhenden Gestalten der Giebelecken, also nach der gegebenen Einordnung seines Gegenstückes (S. 24) zwischen unserem alten Iamos und dem Kladeos des Periegeten. Hierher, unter die ortseingesessenen Gastfreunde, hat er, der dem halbwüchsigen Phryx des apulischen Eimers (S. 6) entsprechende Begleiter des Pelops, sich zur Ruhe begeben, nachdem seine Arbeit bei den Zurüstungen zur Wettfahrt getan ist. Denn mit seinem Herrn fährt die Braut, und für drei gewährt der leichte helladische Rennwagen keinen Platz, eher die geräumigeren Wagenkasten orientalischen und ionischen Typs, wie die Bildwerke lehren (Jahrbuch 1907 XXII 134). Demgemäß scheint die Sage von einem Wagenlenker auch des Pelops im griechischen Osten, auf Lesbos zu Hause (Treu III 127, Robert, Gr. Heldensage I 208).

Und nun lagen bekanntlich von diesem sitzenden Knaben fast alle Trümmer dicht beisammen zwischen denen des Greises links und des Kladeos rechts, nur etwa 9 m vor dem nördlichsten Säulenjoch der östlichen Tempelstirn, in der einzigen so nahe gefundenen Gruppe von Giebelbruchstücken (Treu III 98 ff. 101 die Literatur, 281 ff. die Erwiderung von E. Curtius mit dem Fundplan Gräbers). Es ist schwer zu glauben, daß gerade nur die mittlere von diesen drei Figuren allein durch die Zufälle der Verschleppung und Verbauung an diese Stelle geraten ist. Immerhin hat dies Treu zwar nicht erwiesen, aber doch annehmbar gemacht, obgleich anfangs auch er an die nächstliegende Deutung dieser Fundtatsache geglaubt hatte (oben S. 4), die noch neuerdings Dörpfeld für möglich zu halten fortfuhr (Pfuhl 155).

Was Treu bestimmte, von dieser Auffassung der Fundumstände und den Folgerungen, die Curtius auch weiterhin für die Einordnung des sitzenden Burschen, Kekulé auch für die des Treuschen Gegenstückes daraus zog, abzugehen, war seine Voraussetzung, daß die Statuen der beiden Giebelhälften dem sie von einem Standpunkte vor der Mitte der Gruppe aus überblickenden Zuschauer 'ihre günstigste und am sorgfältigsten ausgearbeiteten Ansichten zuwenden sollten' (III 122 mit Jahrbuch 1895 X 16). Ich möchte diesen Grundsatz nicht gerade für 'verkehrt' erklären, wie Koepf² 91 nach dem Vorgange von Pfuhl 154. Er darf nur nicht so angewendet werden, wie es Treu handschriftlich noch deutlicher getan hat als an den angeführten Stellen. Wohl muß solcher Bildschmuck der Tempelschau-seiten, der sich so ausgesprochen gegengleich von seiner hohen Mittelgestalt bis zu den in die Ecken geschmiegtten Liegenden entwickelt, von einem der Mitte gegenüber liegenden Standpunkt aus zusammenfassend überschaut werden können, ohne daß Unfertigkeiten das Auge beleidigen. Aber solche Übersicht suchte der Beschauer des vollendeten Ganzen sicher aus beträchtlichem Abstand. Das Mindestmaß dafür betrüge nach einer Regel, die mir einst mein bester Zeichen-lehrer gab, soviel wie das Hauptmaß des Gegenstandes, das ist bei unsern Giebeln ihre Breite von rund 26 m, und noch etwas mehr verlangt, wie mich Kollege Wilhelm Wirth belehrt, die psychologisch-optische Erfahrung mit einem Schinkel von 21 Grad. Wesentlich anders werden es auch die Bildhauer in Olympia nicht gehalten haben. Sie durften also bei der Arbeit ihre Übersicht nicht 'aus der Nähe' suchen, nur weil ihre 'Bauhütte naturgemäß kein so weites Zurücktreten gestatten konnte, wie der freie Platz vor den beiden Giebelseiten des Tempels' (Treu, handschr.). Wenn die ganzen Giebelgruppen wirklich schon in der Werk-

statt vollständig zusammengereiht wurden und diese von Treu mit anderen richtig in dem langgestreckten Bauwerke südlich der nachmaligen byzantinischen Kirche erkannt ist, das nicht ganz 7 m lichte Weite besaß (Ol. I 81 Dörpfeld, II 104 Adler), dann mußte den leitenden Meister 'seine Pflicht und sein künstlerisches Bedürfnis' vielmehr dazu führen, das Bild, das ihm die einzelnen Abschnitte der-einst auf dem fernen Standpunkte der Gesamtübersicht darbieten sollten, durch Wechsel des Standpunktes in der gegebenen Nähe ungefähr zu erproben, was mit Hilfe einer einfachen Konstruktion bewerkstelligt werden konnte. Solch ein Verfahren läßt sich vor den ergänzten Abgüssen im Dresdener Albertinum, wo die beiden Giebel in einem auch nur 10 m breiten Saal einander gegenüber stehen, annähernd wiederholen. Freilich nicht bei photographischen Aufnahmen, wie sie unserem Tafelbild 2 zu Grunde gelegt werden mußten: sie sind, wie gesagt, in fünf Teilen von fünf verschiedenen Standpunkten aus gemacht und erst auf dem Papier zusammengesetzt. Ähnlich verfuhr gewiß auch der antike Beschauer der oben im Giebelrahmen zusammengebauten Gruppen, wenn er sich aus größerer Nähe der Einzelheiten bemächtigen wollte.

Beiden Arten der Betrachtung, der des Ganzen von ferne und der einzelnen Abschnitte aus größerer Nähe, bieten die in Rede stehenden zwei Gestalten, wenn den vorgetragenen Erwägungen entsprechend gleich neben den Eckfiguren eingefügt und so günstig als möglich gedreht, nichts von den Unfertigkeiten ihrer der Mitte zugewandten Seiten dar. Sogar der heikelste Punkt, das nur grob angelegte linke Ohr des Mannes, bleibt unsichtbar: selbst dem Auge des zu weit nach rechts tretenden Beschauers wird es die mit dem Stab aufgestützte linke Hand so gut wie ganz entzogen haben. So zerrinnen Treus Bedenken und bleiben nur die empfehlenden Gründe in Geltung. Zunächst sogar eine technische Beobachtung an dem Bärtigen (III 61). Da an ihm 'weder eine eigentliche Plinthe [wie an dem Gegenstück], noch eine plinthenartige Vorkragung an den Gewandfalten vorhanden ist, überdies die Faltensysteme der Vorderseite an ihrem unteren Rande von der Begrenzung der Statue durchschnitten werden, so scheint es, als ob der Bildhauer hier entweder mit dem Steine nicht ausgekommen ist, oder seine Statue nachträglich durch Abmeißelung der Unterfläche hat niedriger machen wollen.' Das letztere scheint mir, trotz Pfuhl 161, das annehmbarere zu sein, und dafür war bei Treus Aufstellung vor den Pferden kein Grund, wohl aber an unserer Stelle, wo $\delta \text{ \acute{\alpha}\rho\tau\omicron\varsigma \text{ \acute{\alpha}\tau\epsilon\iota\sigma\iota\nu \ \epsilon\varsigma \ \sigma\tau\epsilon\nu\acute{\omicron}\nu}$, besonders wenn die in Dresden fehlende Unterstufe hinzugedacht wird (S. 5). Die kleine Abplattung auf dem Scheitel dagegen (III Textbild 90) liegt schräger als das Giebelgeison und wird, sichtlich als Anschlußfläche hergerichtet, vielmehr zur Anstückung des fehlenden Teiles gedient haben (so auch Jahrbuch 1895 X 7, Neugebauer, Studien über Skopas 26).

Ganz zwingend aber spricht für diese Kekulé'sche Einordnung die Geschichte der Kunst, Giebelwinkel zu füllen, für die wieder auf die Übersicht Furtwänglers Ägina 316ff. hingewiesen sei. Darüber ist noch etwas mehr zu sagen, als nach diesem Vorgänger Pfuhl 157 zu unserer Frage beigebracht hat. In der hohen Giebelmitte darf sich das Gefüge, besonders wenn aus ruhig aufgerichteten Bildsäulen zusammengesetzt, wohl etwas lockern. Aber nach den spitzen Ecken zu, wo die wagrechte Erstreckung an Macht gewinnt, da bedarf es enger Bindung. Deshalb hat die frühe Giebelbildnerei Tiere und Fabelwesen bevorzugt, deren Schlangen- und diesen ähnliche Fischleiber sich so passend in die Spitzen hineinwellen ließen. Noch der Megarergiebel verwandte Ähnliches, wenigstens als Füllung der äußersten Winkel, und selbst aus der Kaiserzeit werden mehr Giebelreliefe mit zwei um ein Mittelrund gegeneinanderstehenden Tritonen erhalten sein, als mir eben einfallen: an einem bei Petersen und Luschan, Reisen in Lykien 143 wiederhergestellt abgebildeten Grabbau, am Tempel der Berliner Wiederholung des archa-

istischen Kitharodenreliefs Nr. 921, und an dem Hallenbau mit Turnerstandbildern des Campanareliefs in Wien Jahreshefte 1903 VI Taf. 2 mit S. 18. Den ornamentalen Sinn solcher Wesen im Giebeldreieck bestätigen aufs beste die schönen Rankengewächse, womit an den drei bildlosen Gruftgenossen des Alexandersarkophages von Sidon die Giebeldreiecke gefüllt sind (Hamdy-Bey, Th. Reinach, *Nécrop. royale à Sidon* Taf. 38). Aber auch deren Füllung mit nichts als Menschenleibern strebt, sobald ihr kindliches Verkürzen in aufrechter Haltung nach Art von Orgelpfeifen — Hauptbeispiel die Einführung des Herakles, bei Heberdey, *Poroskulptur* Taf. 1 — überwunden ist, nach möglichstem Zusammenschluß bis in die Spitzen. Im Giebelrelief des Megarerschatzhauses fallen die Hauptachsen all der zu Zweikämpfen gepaarten Streitenden von der Mitte an auseinander wie die Leisten eines Fächers, die aber durch zahlreiche Überschneidungen der Gliedmaßen wie zu einem Rankenwerke verbunden sind. Dasselbe Gleichnis drängte sich Amelung auf, als er über Furtwänglers Wiederherstellung des äginetischen Westgiebels berichtete (*Ilbergs Jahrbücher* 1906 XXVI 673); durch die oben S. 18 vorgeschlagenen Abänderungen wird der Zusammenschluß noch verbessert. Fast in einfacher Wellenlinie schließen sich in Furtwänglers Ostgiebel, der ja freilich noch Berichtigungen erfahren dürfte, die Gestalten zusammen, besonders auch der wohlhaltene kniende Herakles an seinem gesicherten Platze rechts neben dem die Füße in den Winkel schmiegenden Gefallenen, der mit Benützung seines wenig verstümmelten Gegenstückes von links hinreichend sicher ergänzt ist. Die letzterwähnte wichtige Errungenschaft findet sich bekanntlich schon ein Menschenalter früher in der erhaltenen linken Seite des Siphniergebels in einem dem unseren sachlich noch näher kommenden Zusammenhang: hinter dem Gespann, dessen Wagen herausgebrochen ist, kniet der Wagenlenker geflissentlich ausgebreitet, um sich enger an den halbaufgerichtet Liegenden, der einen Arm vorschiebt, anzuschließen. Zu noch reicherer und dichter geschlossener Wellenranke zusammengefügt sind die verschieden hoch Knienden und Liegenden in den zwei äußeren Vierteln des Kentaurenkampfes im olympischen Westgiebel, in dessen Anordnung nichts unsicher ist (S. 3). Dem Ostgiebel noch verwandter ist endlich der westliche vom Parthenon, wenigstens in der Zeichnung wohl erhalten, und hier begegnen uns an entsprechenden Stellen beinahe dieselben Motive wie die der in Rede stehenden zwei Figuren. Neben der liegenden Frau rechts hockte in Vorderansicht auf beiden auseinandergespreizten Knien der Mann V (jetzt im Akropolismuseum), und in die von Furtwängler endgültig nachgewiesene Lücke neben dem „Kephisos“ der linken Ecke hat Sauer im wesentlichen überzeugend einen sehr zerstörten Knabentorso gesetzt und ergänzt, dessen Haltung der unseres Klytios recht nahe kommt (*Athen. Mitteil.* 1910 XXXV 76). In anderem Sinne noch ähnlicher ist, in dem soviel reicheren Figurenbestande des Parthenongiebels, der seine Motive feiner abwandeln mußte, der rechts anschließende Kekrops, nach der Zeichnung von „Carrey“ auch durch seine Kopfwendung gegen die Mitte. Diese Übereinstimmungen hat kein anderer als Treu gebührend hervorgehoben, als er sich zum ersten Male mit dem Ostgiebel, in dem später von ihm so nachdrücklich bekämpften Sinne, befaßte (S. 179 der oben S. 4 angeführten frühesten Arbeit).

Bis ins einzelne dienen unsere zwei Sitzenden an den ihnen angewiesenen Stellen dem nach altem Herkommen gegen die Ecken hin besonders erforderlichen Zusammenschluß: Klytios mit der Ausladung der seitwärts gewandten Knie und des auf den Stab gestützt zu ergänzenden Armes zwischen dem geschlossenen Rückenriß des Wagenlenkers und dem das Kinn auf den aufgestützten Arm legenden „Alpheios“; der seinerseits von den eigenen gesenkten Armen streng abgeschlossene Bursche des Pelops zwischen den ausladenden Armen des Sehergreises und des neugierigen Jünglings in der Ecke rechts (ähnlich Pfuhl 161f.).

DIE ZWEI KNIENDEN GEGENSTÜCKE.

An Stelle dieses tadellosen Legato setzte Treu später ein unerfreuliches und unbelegbares Staccato, indem er neben dem Flußgott links den nackten knienden Jüngling, rechts das Mädchen einfügte. Letzteres wirkt in der eben erst gekennzeichneten Umgebung künstlerisch noch erträglicher. Aber es dreht der ihr 'so lebhaft zugewandten Eckfigur sehr schroff und unverbunden den Rücken' (Pfuhl 157). Nach vorne senkte es Kopf und Hände gegen den Rücken des nicht minder abweisenden Greises, ogleich es da rein garnichts zu tun findet, so daß es Treu schließlich die Hände falten ließ (III 36 l.). Und nun gar der höher gewachsene Jüngling läßt sich, selbst wenn man ihn mit dem Kopfe fast ans Geison stößt, an den „Alpheios“ nicht so nahe heranrücken, daß sich die klaffende Lücke schließt, in der beinahe noch so eine Figur Platz finden könnte. Auch von dem hinterm Gespann knienden Wagenlenker steht der schlanke Junge zu weit ab, nur durch den weit vorgestreckten rechten Arm mit ihm verknüpft. Damit soll er sich, ganz unnütz, an denselben Zügeln zu schaffen machen, die zu halten und zu ordnen jener doch Manns genug ist. Davon weicht es wesentlich ab, wenn auf der von Treu III 129 A. 1 hierzu verglichenen schwarzfigurigen Amphora in Würzburg mit der Rettung des Aeneas auf der Schulter in einem der Hauptbilder die Zügelenden unter der linken Hand der Wagenlenkerin auch noch von dem kleinen Pferdejungen angefaßt werden, der offenbar vor dem Aufsteigen der Frau die Zügel allein gehalten hat. Übrigens sehe ich dieses Gefäß längst als eine freie etruskische Nachbildung rotfiguriger Vasen in der älteren Technik und nicht mehr für ionisch an, wobei der neueste Herausgeber Klein verharrt (Jahreshefte 1910 XII 150ff. Taf. 5—8). Was somit auch dieses Vasenbild nicht belegt: das gleichzeitige Mitanfassen zweier Personen beim Ordnen der Zügel eines Gespannes, das wurde mit Unrecht angenommen, um das Nebeneinander des knienden Mannes und Knaben sachlich zu rechtfertigen, obgleich es künstlerisch höchst unglücklich wirkt. Die beiden sind 'in Bewegung und Kontur einander so unleidlich parallel, daß der Rhythmus der Komposition dadurch in einer Weise gestört wird, die nicht nur im fünften Jahrhundert ohnegleichen ist. . . . Treu beruft sich deswegen nicht mit Recht auf den Westgiebel, denn dort setzen die langen ansteigenden Linien der letzten Kämpfer die der gelagerten Frauen auf das vollständigste fort. Eine staffelförmige Anordnung vollendet dort die Verbindung' (Pfuhl 157).

Nur einen ähnlichen Fall hätte Treu anführen können: die erhaltene linke Hälfte des Westgiebelreliefs vom Nereidendenkmal aus Xanthos im Britischen Museum (Nr. 925, Brunn, Arndt, Denkm. 219 und die verdeutlichende Zeichnung *Annali* 1875 Taf. D E). Hier knien, dicht vor der fehlenden äußersten Spitze, zwei behelmte Krieger von sehr ungleicher Höhe fast ebenso ähnlich hintereinander. Immerhin sind sie mehr unterschieden, indem der größere den Oberkörper herausdreht und sich von seinem ausgedehnten Schild als Hintergrund abhebt, usw. Dann aber ist die Wiederholung hier sachlich begründet: die zwei Knienden reichen zur Not aus, um einen kampfbereit wartenden Rückhalt zu bezeichnen. Vier Mann stark kniet ein solcher hinter dem Fürsten, der von erhöhtem Sitz eine Landungsschlacht überschaut, im unteren Fries von der Eingangsseite des Grabhofes zu Trysa Gjölbashi (Benndorf, Niemann, Heroon 201 Taf. 24, G. Körte im Jahrbuch 1916 XXXI 268 mit Beilage zu 257 Abb. 2). Im Giebelrelief wiederholt sich die willkürliche Verkleinerung bei den voranstürmenden Kriegern, wie denn auch in seinem Gegenstück von der Ostseite, vermöge provinzieller Zurückgebliebenheit der Künstler, das S. 29 erwähnte Orgelpfeifenprinzip der archaischen Dreieckfüllung weiterwirkt. So bestätigt diese Ausnahme in der Tat die Regeln gereifter Giebelkunst, nach denen Treus Einfügung der zwei jungen Knienden abgelehnt werden muß.

Demnach bleibt für die beiden nur der von Pfuhl 161 verbesserte Vorschlag Kekulé's übrig: diese schmalsten Figuren an die beengten Plätze vor den Gespannen zu setzen. Daß Pausanias hier die Wagenlenker zu sehn meinte, ist kein Gegengrund, vielmehr eine Bestätigung; denn so am ehesten konnte er, wie zuerst Kekulé 437 bemerkte, das langbekleidete Mädchen für einen Mann halten. Daß ihm damals, nach Durchwanderung beträchtlicher Teile von Hellas mit voller Aufmerksamkeit für die Altertümer, die frühere Wagenlenkertracht (S. 7) noch nicht geläufig war, kann ich, trotz Robert, Pausanias 63, so wenig zugestehn, wie es Wernicke 187 vermochte. Wenn Treu III 125 l. einwendet, nach dem Periegeten sei Myrtilos vor den Pferden gesessen und nicht gekniet, dann traut er dieser sehr oberflächlichen Beschreibung wohl zu viel Genauigkeit zu und läßt obendrein unberücksichtigt, daß auch das Knien griechisch als Sitzen bezeichnet werden kann, wenn schon sonst wohl mit einem bezeichnenden Zusatz, wie *πρόχνη καθεζομένη* für Althaia in der Ilias 9, 570. Immerhin sei mit Pfuhl 157 darauf hingewiesen, daß unsere beiden Knienenden (nicht nur das Mädchen) „sich fest auf die Ferse des untergeschlagenen Beines niedergesetzt haben“. Aber trotz dieser kleinen Erleichterung bleibt es doch dabei, daß sie richtig einseitig knien, so gut wie der Wagenlenker hinter dem Gespann links oder der bogenschießende Herakles vom Aphaiatempel, die es nicht anders machen.

Schon wegen dieser nicht gerade bequemen Haltung sind für die zwei Knienenden die Stellen vor den Rossen die gegebenen, weil nur hier der nackte Page und die gleich den alten Ammen im Westgiebel (S. 35) gekleidete Zofe Beschäftigungen finden, zu denen man sich so niederließ. Das demütige Hinknien vor Menschen, die Proskynesis, überließ ja der Hellene den Ostvölkern, wie den auf der Dareiosvase so abgebildeten Persern. Er selbst wirft sich ähnlich, meist auf beide Knie, nur zu den unterirdischen Mächten nieder, wie Homers angeführte Althaia und die anderen von O. Walter zusammengestellten Belege in Wort und Bild zeigen (Jahreshefte 1910 XIII Beiblatt 229 ff.). Sonst kniet man, gewöhnlich nur auf einem Knie, wenn es eine Verrichtung fordert. Für manche begnügt sich der behende Grieche mit dem schwebenden Niederlassen, wobei das Knie den Boden nicht erreicht; *ὀκλάζειν ἐπὶ τοῖς ποσίν* nennt das Pausanias beim Odysseus der Nekyia, der so bei der Blutopfergrube hockt (10, 29, 8). Ebenso duckte man sich zum Knöchelspiel, wie die zwei Mädchen auf der Marmortafel des Alexandros, oder wenn man den Hahn zum Kampfe losließ, wie die köstlichen Erogen an den Seitenlehnen des durch späte Inschrift dem Dionysospriester zugeeigneten Marmorthrone im großen Theater zu Athen, oder beim Waschen des Körpers, wie die Aphrodite des Doidalsas, u. m. dergl.

Fest kniete man hin im bitteren Ernst des Kampfes, so der Hoplit im Hinterhalt, nicht nur auf den oben angeführten Reliefs (S. 36), und besonders oft der Bogenschütze, wofür soeben ein berühmtes Beispiel zu erwähnen war. Doch bot auch das Alltagsleben Verrichtungen genug, die nicht bloß gelegentlich einmal, wie das Ordnen der Zügel (S. 20), sondern am besten oder ausschließlich im Knien vollführt werden konnten.

Für den Knaben lag der Gedanke an eine Beschäftigung mit den Rossen am nächsten. Kekulé 487 wies auf bekannte Münzen und ein (inzwischen durch Pernice, Gr. Pferdegeschirr S. 15, mit Anm. 14, zugänglicher gemachtes) schwarzfiguriges Vasenbild der Hipparchoszeit hin, wo ein kniender oder ähnlich hockender Bursche einem Pferde den aufgehobenen Vorderhuf reinigt. Aber dazu kniet man hinter den Vorderbeinen, wozu unser Junge viel zu hoch wäre und mit dem rechten Arm zu hoch hinaufgreifen würde, wenn überhaupt eine andere Stelle, als die vor den Pferdebeinen links, mit dem Rücken gegen sie, in Frage käme (vergl. Six im Journ. hell. stud. 1889 X 10). Daß der Bursche in dieser Lage und ohne

umzublicken dennoch mit der Rechten über seine Schulter nach Leitseil oder Zügel gegriffen haben soll, gehört zu den Künsteleien des von Six und Sauer erdachten Anschirrvorgangs (S. 9). Es kann bei fertig angespanntem Viererzug schon gar nicht beibehalten werden, trotz Pfuhs „neuer Rekonstruktion“ in seiner Abbildung 3 und deren Erläuterung 162. Um sich mit einem der Pferde zu befassen, müßte der Bursche, wie Lermann ihn gibt, vor dem Gespann rechts knien und etwa das vorderste Tier an der Schulter striegeln. Dafür wäre es jedoch bei dem ganz fertigen Gespann zu spät. Vollends unmöglich ist die Folge dieser Anordnung: das Mädchen nach den Hufen der Pferde links blicken und greifen zu lassen, denn eine Pferdemaagd widerspricht meines Wissens aller irdischen Griechensitte. Ob sich solcher die seltenen Sportsdamen wie Kynista bedienten, weiß ich nicht. Bleibt es somit bei der Kekulé-Pfuhschen Anordnung, dann ergibt sich zunächst für das Mädchen eine, die einzige trefflich in den Zusammenhang passende Beschäftigung. Schon Kekulé 487 verwies auf den nicht allzuspät im 4. Jahrh. entstandenen Grabstein im Athener Nationalmuseum, wo eine genau so, nur im Gegensinn kniende Dienerin mit beiden Händen ihrer sonst zum Ausgang völlig bereiten Herrin Ameinokleia noch die Sohle unter den etwas gehobenen linken Fuß schiebt (Conze, Grabreliefs II Taf. 277). Ganz ähnlich lassen sich die gesenkten Hände unseres knienden Mädchens mit Hippodameias leicht zur Seite gesetzten linken Fuß in Verbindung setzen (trotz III 125 l.). Dessen fehlender Vorderteil kann unterschritten gewesen sein, um die — jetzt abgesplitterte — dünne Plinthe der Knienden nahe genug heranschieben zu können. Ihre Hände werden die Riemen verknüpft haben, da die Sohle schon unterm Fuße liegt. Soweit können sie sehr wohl hinabgereicht haben (trotz Bulle 403*). Treu hat sie ja zuletzt über dem rechten Fuße der Dienerin selbst gefaltet ergänzt, so daß sie wie in Verzweiflung auf den Boden starnte. Diese Hände wurden jetzt einfach entfernt, da ein neuer Ergänzungsversuch uns zu kostspielig erschien. Die Möglichkeit der entsprechenden Zusammenfügung veranschaulicht Tafelbild 2. So bestätigt sich schlagend die anfangs begründete Umstellung der fürstlichen Paare: nicht Sterope bedarf in dieser Lage solch eines Dienstes, sondern die Braut, die mit Pelops fahren wird. Hierauf machte Wernicke 186 aufmerksam, ohne sich meiner entsprechenden Bemerkung, schon beim Umnennen der Frauen, zu erinnern (oben S. 3). Damit entging ihm der mir von Benndorf gegebene Hinweis auf die Wiederkehr dieser Handlung bei dem führenden Meister des ganzen Zeitraums. Gleichfalls zum Aufbruch rüstet in der Iliupersis Polygnots Elektra ihre (sitzende) Herrin Helena, indem sie sie *ὑποδεί* (Pausan. 10, 25, 4), natürlich vor ihr kniend, wie meines Wissens alle Ergänzungsversuche bis herab auf Benndorf und Robert annehmen. Der große Thasier fand also das Motiv nicht kleinlich wie Bulle 403*. Auf beiden Knien verrichtet denselben Dienst der fast nackt auf dem Lager sitzenden Zeustochter eine von ihren drei Zofen auf der apulischen Vase Jatta in Ruvo (Roscher I 1961). Aphrodite selbst läßt sich die Schuhe natürlich von dem kleinen Eros binden, zum Beispiel auf einer dem Meidias nahestehenden Hydria derselben Sammlung (Bullet. Napol. n. s. VI Taf. 4) und auf der feinen Hauserschen Ölflasche apulischer Arbeit im Archäologischen Institut zu Leipzig (Jahrbuch 1896 XI 194). Ähnlich hingekniete Frauen sind noch die Antiphata, die statt Eurykleias auf dem Napf in Chiusi dem Odysseus die Füße wäscht (F.R. 142, mit Textabb. 59), und die Alte, die in einem feinen hellenistischen Reliefbild einem sitzenden Hirten aus dem erhobenen Fuß einen Dorn zieht (Schreiber, Brunnenrel. Grimani S. 30).

Solche Dienste leisten auch Burschen der auf S. 26f. besprochenen Art kniend ihren Herren. Auf der strenggroßfigurigen „Pelike“ des Berliner Antiquariums (Vaseninventar 4560), von der mir Zahn im Verkaufskataloge Collection M. E.

antiquités grecques et romaines, Rollin et Feuarent 1904, Nr. 226 Taf. 10 die unzulängliche Veröffentlichung nachweist, reinigt solch ein kleiner „Lustro“ dem sich waschenden Gebieter einen von den beiden ausgezogenen Schuhen mit dem Schwamm. Dasselbe tut in ähnlicher Haltung das mir von Zahn zum Vergleich angeführte Bronzefigürchen reifarchaischen Stiles im Britischen Museum, dessen gezeichnete Abbildung im Catalogue von Walters (zu Nr. 1676) mir nur die Frage offen zu lassen schien, ob in dem Schuh nicht der Fuß steckt, als Überrest des einst daneben stehenden Herrn. Doch lehnt Beazley nach freundlich vorgenommener Prüfung des Urbildes diesen Gedanken ab. Eine ähnliche Verrichtung kommt jedoch für unsern fast erwachsenen Jüngling nicht in Frage, schon weil er zu Füßen der Königin kniet, die sich dafür nur einer Zofe bedienen könnte. Was er da, mit etwas gesenktem Kopf, aber erhobenem rechten Arme, vornahm, wird vielmehr mit den Zurüstungen zum Opfer in Verbindung gestanden sein, auf die uns eine Spur an Steropes rechtem Arm führte (S. 18). Auf der Vase von S. Agata (S. 8) sind dem Oinomaos zwei Ministranten zur Seite, der zweite, den Widder bringende kommt auch auf der von Ruvo S. 5 heran. Stand, wie dort und in allen vergleichbaren Darstellungen von der Athener Lekythos an (S. 7), vor dem Knienden des Giebels ein richtiger Altar (S. 18), dann könnte dieser vielleicht das Opfertier darüber gehalten haben. In der Epidromosschale des Louvre G 112 hält der Opferdiener das Ferkel dem Priester kniend unter das Messer, nur freilich den einen Fuß gegen das Übergewicht viel weiter vorsetzend (Hartwig, Meisterschalen Taf. 3, 2, Hoppin, Handbook redfig. vases I 171, 25). Noch eher könnte der Junge den Bratspieß mit darangesteckten *σπλάγγνα* heben wie der kniende Silen hinter dem am Altar spendenden Herakles in der Berliner Epidromosschale Jahrbuch 1893 VIII 167 Taf. 2 (Hartwig). Bei etwas schadhafem Zustande des Marmorwerks, mit dem zu rechnen uns de Petra mit Recht mahnte (oben S. 3), hätte Pausanias den Obelos als Pferdestachel mißdeuten können. Eher jedoch als ein Steinaltar möchte vor Sterope ein leichteres Gerät zu ergänzen sein, etwa der Weinkrater, und einen solchen umknien zwei Jünglinge, der eine mit der Kanne daraus schöpfend, der andere seine Schale zum Eingießen entgegenghaltend, an der Außenseite einer dem Epiktet sehr nahestehenden Schale im Ashmolean Museum, abgeb. bei P. Gardner im Journ. hellen. stud. 1904 XXIV 306. Eine wenig abweichende Wiederholung dieses Bildes bezeugt die mir von Langlotz nachgewiesene Scherbe des Heidelberger Archäologischen Instituts B 75. Hiernach ließe sich in des Jünglings erhobener Rechten die schon aus dem Krater gefüllte Kanne, in der Linken die Schale denken, bereitgehalten für die Spende, wie sie Oinomaos auf dem Londoner Gefäß (hier S. 13) vor dem Zeuspfeiler auszugießen im Begriff steht. Gut dazu passen würde die Gleichartigkeit dieses feinen Jungen mit dem Knaben Mundschenk der Lapithenhochzeit (III 135 l.). Bei diesen beiden, noch mehr wohl beim Königspagen des Ostgiebels, wird so mancher wackere Hellene jener Zeit, wo der *παιδικὸς ἔρωσ* auch bei den olympischen Wettspielen mitsprach, an Ganymedes und Zeus gedacht haben, mit denen Pindar, für uns erstaunlich unbefangen, des Pelops Verhältnis zum Meerbeherrscher vergleicht (Ol. 1, 70; 118; dazu jetzt Wilamowitz, Pindaros 236).

Die Haltung und Tätigkeit unserer zwei Knienden bis ins einzelne sicher wiederherzustellen, wird ohne ergänzende Fundstücke schwerlich gelingen. Aber dies beeinträchtigt nicht allzusehr das gegenständlich wie symmetrisch und rhythmisch erfreuliche Gesamtbild der Mittelgruppe, das die Einfügung dieses Treuschen Paares vor den Pferden vollendet. Es entspricht der Voraussage ihres Urhebers: „Die große Mittelgruppe mit den anschließenden Viergespannen wird umso schöner und eindrucksvoller, je mehr man sich die Figuren in Tätigkeit und die Vorbereitung zu dem gefährlichen, schicksalentscheidenden Kampf der Gespanne deut-

lich ausgesprochen denkt“ (Kekulé, Gr. Skulptur² 68). Durch die Dreiviertelansichten der zum Abschluß der Wette einander zugekehrten Männer zwischen den Vorderansichten des nach dem König, der seine Bedingungen vorschreibt, nur hinblickenden Zeus und der beiden leise nach rechts gewandten Frauen schon vorbereitet, werden wir durch die reinen Seitenansichten der jungen Dienstleute zu den ausgedehnten der ganz gleichen Gespanne herübergelenkt. Doch schließen jene mit ihren einander voll entsprechenden Rückenbogen wie mit Klammern die Mittelgruppe und sich selbst ab gegen die unruhige Vielheit der schlanken Pferdebeine, mit denen sie jedoch, auch selbst schlank, nicht in so bedenkliches Gedränge kommen wie die hier von anderen hineingestopften Sitzenden (S. 20; 25 f.). Wohltuend scheint es mir auch, wie die vorgebeugten Knienden unten die Krümmung der vorgebeugten Pferdehälse oben aufnehmen. Eine stärkere, auf den Parthenon vorausweisende Lockerung der Gegengleichheit bedeutet nur der Unterschied der Nacktheit und der vollen Bekleidung, der schon in der nachträglichen Panzerung des Pelops anklingt. Doch unterschieden sich so schon im Megarergiebel, nach Treus kaum zweifelhafter Wiederherstellung, Athena und Herakles.

ABSCHLUSS.

Am weitesten in derselben Richtung gehn — um auch für den Rest des Gefüges das Ermittelte zusammenzufassen — die Männer hinter den Rennwagen, gleichartig nur in der halben Bekleidung und der Hebung des der Wand zugekehrten Knies: auf Seiten des Pelops, der sein Gespann selbst lenken wird, der mit ausladendem Bein und Arm breit hingetzte ältere Seher der Orakelstätte, wohl Iamos, der trüb in die auch für des jungen Paares Geschlecht schwere Zukunft blickt, links der in straffem Knien schon an sein Geschäft gehende Wagenlenker des Oinomaos, an dem sich die Haltung des vor denselben Rossen ähnlich dienstbeflissenen Pagen beinahe wiederholt. Dann sitzt links, dem Alten drüben persönlich am gleichartigsten, weshalb ihn E. Curtius auch räumlich zu seinem Gegenstück machte, der jüngere Seher, vermutlich Klytios, aber so bewegt, wie wenn er sich erheben wollte, um an dem bevorstehenden Opfer des Königs teilzunehmen. So fügt sich seine Vorderansicht mit ihren Ausladungen von Bein und Arm zwischen die geschlossene Rückenlinie des Wagenlenkers und den ans Kinn herangezogenen Stützarm der Eckfigur, gerade umgekehrt wie zwischen die ausgreifenden Gegenstücke dieser beiden rechts die in sich abgeschlossene Vorderansicht des nach getaner Arbeit still ausruhenden Pelopsburschen.

Ungedeutet bleiben nur noch die zwei Liegenden in den Ecken, abgesehen von ihrer klaren Wirkung als Ausdruck der Aufmerksamkeit oder gar Neugier, womit die Ortsbewohner dem folgen, was sich in der Mitte vorbereitet. Daß sie Pausanias Alpheios und Kladeos nennt, könnte wohl ein weiterer Irrtum seiner Beschreibung sein (S. 5). Aber ob es sich wirklich so verhält, das hat selbst die eingehende Untersuchung von Arnold Walz im Maulbronner Seminarprogramm von 1887 nicht entschieden, so viel Zustimmung sie auch gefunden (Treu III 129). Soweit hat Friedrich Matz, Die Naturpersonifikationen in der gr. Kunst (Göttingen 1913), 114ff. ganz recht. Zwar ist der Typus des ständig gelagerten Flußgottes erst aus hellenistischer Zeit bekannt. Aber im Winkel einer Giebelgruppe reiferen Stiles muß jeder liegen, auch der zuschauende Flußgott, dessen Vorkommen in so früher Zeit Matz allerdings dargetan hat. Recht hat er auch darin, daß unsere Liegenden einst durch beigefügte Abzeichen, etwa durch Schilfkranze, als Flußgötter kenntlich gewesen sein können. Das naheliegende Bedenken gegen solche Deutung des Mannes aus der Südecke auf dem größten Fluß des Peloponnes, sein durch ein Bruchstück als bartlos erwiesenes Kinn (III 66), mag der Gedanke

an Alpheios als den stürmischen Liebhaber der Arethusa und Artemis beseitigen helfen, sowie der bartlose Kephisos im attischen Weihrelief der Xenokrateia (Matz 109). Allein das alles hilft nicht weiter als bis zur Möglichkeit der überlieferten Namen. Darüber hinausführen könnten nur gesicherte Analogien aus gleicher oder naher Zeit. Matz 117 glaubt fest an die entsprechende Deutung der Eckfiguren aus dem Westgiebel des Parthenon, besonders des herrlichen „Kephisos“, ohne jedoch einen von unserem Fall unabhängigen Grund dafür anzugeben. Einen solchen hat auch Robert in seiner warmen Verteidigung dieses alten Gedankens nicht beigebracht; denn daß jener „Kephisos“ „mit dem linken Beine ganz im Wasser liegt“, weil unter dem „Ufer“, das heißt der Plinthe, worauf das rechte Bein ruht, das scheint mir bestenfalls annehmbar und nicht gewiß (Jahrbuch 1915 XXX 239, Hermeneutik 56). Vielleicht ist nicht einmal soviel einzuräumen, wenn nämlich Furtwängler, Meisterwerke 233 die Zuschauerschaft des Götterstreites mit Recht auf die alten Burgbewohner beschränken wollte. Noch weniger vermag ich Matz 90 darin zu folgen, daß er wieder die vier Eckfiguren des olympischen Westgiebels, mit Löschcke und anderen, für Naturgöttinnen erklärt statt mit Treu III 93ff. und mir für junge Lapithenweiber, deren Gewand Kentauren vorher in Unordnung gebracht haben, und deren alte, als „Duenas“ weiterdienende Ammen (Jahrbuch 1911 XXVI 150). Nur letztere Auffassung nämlich verträgt sich mit der angstvollen Erregung, die ihre Mienen, besonders die offenen Lippen ausdrücken (S. 13). Und wie kämen gleich vier Nymphen in den Hochzeitssaal, auf die Lagerpfühle, worauf wenigstens die Alten ruhen?

Möglich aber bleiben, wie gesagt, die Flußgötter im Ostgiebel, und für sie spricht doch recht gewichtig, daß sich glaublichere Namen aus dem sagenhaften Personenbestande von Olympia schwerlich finden lassen. Als weitere Empfehlung kommt hinzu, daß der Unterschied im Gehaben der beiden gut zu dem der zwei Wasserläufe paßt: in der Südecke der ruhiger umblickende und aufgestützte Mann, dem breit vorüberziehenden Strom, in der nördlichen der sich soviel lebhafter und neugieriger herumdrehende, derbfrische Geselle, dem je nach der Jahreszeit munter oder heftig herabeilenden Gebirgsbach wohl entsprechend.

Von dieser nicht allzuschwer ins Gewicht fallenden Unsicherheit abgesehen, hat in der vorangehenden Zusammenfassung der Arbeiten fast eines halben Jahrhunderts, unter denen sich die von Treu und Kekulé als grundlegend erwiesen, jede Gestalt des Ostgiebels und damit auch das Ganze Sinn, Zusammenhang und Leben erhalten. Seit den vielen Jahren, daß ich dieses Kunstwerk so sehe, bin ich über seinen Wert derselben Ansicht, der wohl Bulle 406 den beredtesten Ausdruck gab. Der Westgiebel wagt noch Größeres und Neuere an Bewegung und Gruppenbildung, aber es gelingt nur zum Teil, vielfach bleibt seine Lebendigkeit lahm oder aber gewaltsam bis zur rohen Verzerrung der wesentlichen Körperverhältnisse. Im östlichen dagegen verbinden sich — erst recht in dem hier begründeten Gefüge — die scheinbar vereinzelt Gestalten zu dem in seiner schlichten Art vollendeten Gesamtbilde „der Stille vor dem Sturm, der seelischen Spannung vor der Entscheidung“ (Bulle). Wenn Altmeister von Wilamowitz sich die Mühe nimmt, das alles mit unsern Augen anzusehen, dann wird es seiner *viridis senectus* auch noch gelingen, selbst die feierlichen Standfiguren, die er einst im lustigen Jugendübermute „olympische Ölgötzen“ schalt, nicht mehr „ziemlich langweilig“ zu finden (Pindaros 414 A. 1). Sie wie all die anderen Gestalten tragen zur Veranschaulichung dieser Lage und Stimmung bei, eine jede, von dem stolzen König bis zum ausruhenden Burschen des Pelops, hat das ihr gemäße Ethos. Das ist, trotz der rauhen Schlichtheit dieser Kunst, Geist vom Geiste des oben für bezeichnende Einzelheiten öfter verglichenen Polygnotos, an den hier zuerst Brunn erinnert hat (Kl. Schriften II 198). Allein dieser Geist verbreitete sich wie ein

Lauffeuer, gewiß auch in die Peloponnes, wo ihm schon Kimon von Kleonai vorgearbeitet haben wird (Jahrbuch 1916 XXXI 225). Dahin aber weist mich nach wie vor der Figurenstil, dessen Sonderart im Vergleich schon mit der polygnostischesten von allen Vasen (S. 12) jedem nicht Vereingenen zeigen müßte. Weiterhelfen wird hoffentlich die Aufarbeitung der peloponnesischen Kleinbronzen, die Langlotz in Angriff genommen hat, so gut es unsere Not erlaubt (Berichte 1921 LXXIII 56*). Echt peloponnesisch empfunden ist jedenfalls diese tiefernste und herbe Veranschaulichung der Sage, die den Landeseponymen, den Ahn der Atriden, von denen Sparta seinen Anspruch auf die führende Stellung herleitete (Herodot 7, 159), zum Herrn auch des vornehmsten heiligen Festortes der Peloponnes und zum Vorbilde des glänzendsten unter den dort geübten Wettspielen machte. So gut wie der große Dichter des damaligen dorischen Adels, weiß auch der Giebel nichts von dem Verrat, der nach anderen den Sieg entschied (S. 20). Nur auf die schweren Schicksale des Pelopidenhauses mag die Trauer des älteren von den dargestellten olympischen Sehern vorausweisen.

So berichtet und ausgestaltet wird „die Deutung des Pausanias verständlicher“ und zugleich „der Größe dieses Tempels und seiner Zeit gerecht“, wie es Buschor verlangt, um „Anstöße“ des von ihm in den Ostgiebel hineingedichteten „großen Nostos“, wie die oben S. 6 kurz angedeuteten, als berechtigt anzuerkennen (FR III 159).

Nachtrag. Leider erst nach Beendigung des Druckes kam mir zu Bewußtsein, daß ich im Tafelbild 2 auf Grund äußerlicher Bemessung der Abstände den Oinomaos ein wenig zu nah an Zeus und wohl auch von Sterope abgerückt habe. Wie das zu bessern ist, soll so bald als möglich an den Abgüssen in Dresden durchversucht werden. Daß sich die Arme des Königs und seiner Gattin noch etwas mehr überschneiden können, bezweifle ich schon nach dem S. 17 unten Gesagten nicht.
